

Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 1 November 1938 Heft 9

Arthur Reiß

Wende im Memelland

Die Aufhebung des Kriegszustandes in Memel und die Zukunft der deutsch-litauischen Beziehungen

Am 1. November hat in der Geschichte des deutschen Memellandes ein neuer Abschnitt begonnen. Die litauische Zentralregierung in Kauen hat sich veranlaßt gesehen, den Kriegszustand aufzuheben. Sie hat damit eine Maßnahme getroffen, die für die Zukunft der deutsch-litauischen Beziehungen von größter Bedeutung sein kann, wenn sie den ersten Schritt zur Herstellung und dauernden Innehaltung des dem Memelland international garantierten Autonomie-Statuts darstellt.

Zum ersten Male seit zwölf langen Jahren können die deutschen Memelländer jetzt wieder etwas aufatmen. Eine Welle der Freude ging in den ersten Novembertagen durch ihr Land. Sie brach sich Bahn im Jubel der Jugend, in nächtlichen Fackelzügen, in begeisterten Kundgebungen, zu denen sich in den verschiedenen Orten des Memelgebiets tausende von deutschen Menschen zusammenfanden. Die Glocken läuteten und sangen das Lied der Freiheit über Haff, Düne und Feld. Memel, Heydekrug, Pogegen, Prökuls und alle anderen Städte und Dörfer prangten in den Farben des Memellandes, in grün-weiß-roten Fahnen. Weit über 25 000 Menschen — eine solche Kundgebung hat das Memelgebiet noch nie erlebt — jubelten Dr. Neumann, dem tapferen und verdienten Führer des Memeldeutschtums zu, als dieser in einer nächtlichen Kundgebung im Memeler Stadion erklärte: „Wir sind wie durch ein Fegefeuer gegangen. Wir haben trotz Not und Druck und Qual unser deutsches Gesicht erhalten. Wir gehören nicht zum Deutschen Reiche, aber wir fühlen uns mehr denn je verbunden mit dem deutschen Volk und seinem Kulturkreis. Wir haben all die sittlichen Wandlungen durchgemacht, um uns eins zu fühlen auch ohne Braunhemd. Unser Pulsschlag ist derselbe wie der unserer Volksgenossen jenseits der Memel . . . Seid entschlossen fest zu stehen, auch wenn neue Stürme unserer Heimat drohen sollten. Seid aber auch gewiß, daß ein starkes Volk und sein großer Führer sich um unser Schicksal sorgen."

Man kann diese glückliche Stimmung, dieses Gefühl des Erlöstseins, das heute im Memelgebiet herrscht, nur dann recht verstehen, wenn man aus eigener Anschauung und aus eigenem Erleben die Zustände kennt, die in den letzten zwölf Jahren im Memelland geherrscht haben. Kein Memelländer wird diese Jahre schweren Leides jemals vergessen. Der Kriegszustand ist zwar aufgehoben, aber die Erinnerung an ihn ist geblieben. Es ist auch unmöglich, daß diese Erinnerung durch eine nicht nicht mehr als selbstverständliche Maßnahme hinweggefegt werden könnte, die schließlich kein Entgegenkommen, sondern nur einen ersten Schritt zur Herstellung eines normalen Rechtszustandes bedeutet.

Am 17. Dezember 1926 hatte die Pressestelle des litauischen Gouverneurs in Memel folgende Mitteilung herausgegeben: „Heute morgen trat in Kauen ein Umsturz ein, als dessen Führer Herr Smetona genannt wird. In ganz Litauen ist der Kriegszustand erklärt und Kriegszensur eingeführt worden". Seit diesem Tage ist der Kriegszustand im Memelland praktisch zur Regierungsform geworden. Mit jedem Monat, den das aus dem Umsturz hervorgegangene Regime in Kauen den Kriegszustand im Memelgebiet ohne jede Notwendigkeit länger bestehen ließ, wurde es deutlicher, daß

die litauische Zentralregierung in ihm das beste und wohl auch einzige Mittel zur endgültigen Litauisierung des deutschen Memellandes ansah. Der Kriegszustand führte dazu, daß viele deutsche Menschen allein ihres unbeugsamen Deutschtums wegen unter Polizeiaufsicht gestellt, in Arbeitslager gesteckt oder in Gefängnisse geworfen wurden. Zahlreiche Existenzen wurden vernichtet, viele Familien auseinandergerissen. Der große Memelprozeß, der die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf das Land an der ostpreußischen Grenze richtete, ist noch in aller Erinnerung. Von Jahr zu Jahr verschärfte sich der Druck. Die dem Memelgebiet international garantierte Autonomie war nur noch auf dem Papier vorhanden. Großlitauische Direktorien errichteten im Memelland eine Willkürherrschaft. Der litauische Kriegskommandant wurde entgegen jedem Recht zum mächtigsten Mann des Landes. Versuche des Memellandtages, der rechtmäßig gewählten Vertretung des Memeldeutschtums, sich durch Mißtrauenserklärungen gegen die großlitauischen Direktorien zu wenden, verhinderte der Kriegskommandant dadurch, daß er verschiedenen memeldeutschen Abgeordneten einfach die Mandate entzog und so den Landtag beschlußunfähig machte. Es gab kein Gebiet des staatlichen, politischen, kulturellen und auch des persönlichen Lebens, in das der Kriegszustand nicht tief eingegriffen hat, es gab keine memeldeutsche Familie, die von ihm nicht in irgendeiner Weise betroffen worden war.

Im März dieses Jahres kam es nun nach dem bekannten Grenzzwischenfall zu einer für Litauen sehr gefährlichen Spannung mit Polen. Wohl unter dem Eindruck dieses äußerst bedenklichen Konfliktes hatte die litauische Zentralregierung dem memeldeutschen Abgeordneten im litauischen Sejm die Zusage gegeben, daß der Kriegszustand demnächst aufgehoben werden würde. Damals ging eine erste Hoffnung durch das Memelgebiet. Man freute sich, daß der kaum noch erträgliche Druck der letzten zwölf Jahre endlich schwinden sollte, wenn man auch noch nicht allzuviel Hoffnung an das litauische Versprechen knüpfte. Doch am 15. Oktober dieses Jahres kam dann die große Enttäuschung. Der litauische Sejm in Kauen nahm zwei Gesetzentwürfe über die Neuregelung des Staatsschutzgesetzes und über den Sicherungs- und Belagerungszustand an, die praktisch die Verewigung des Kriegszustandes im Memelland bedeuteten. Beide Gesetze wurden einer Kommission zugewiesen, die nur noch redaktionelle Änderungen vornehmen sollte. Diese beiden Gesetze änderten den zwölf Jahre bestehenden Zustand nur insofern, als sie die Rechte, die der Kriegskommandant bisher inne hatte, auf den litauischen Gouverneur in Memel übertrug. Der Gouverneur konnte nach diesen Gesetzen jede Versammlung verbieten und die Verbreitung jedes Presseerzeugnisses verhindern, wenn er sie für staatsgefährlich hielt. Er konnte jede Versammlung und jeden Umzug unmöglich machen. Er war befugt, solchen Personen, die er für die Sicherheit des Staates für gefährlich hielt, das Wohnen an einem bestimmten Ort zu verbieten oder sie für die Dauer bis zu 6 Monaten einem Zwangsarbeitslager zu überweisen. Außerdem gaben die Gesetze dem litauischen Gouverneur für „besonders eilige Fälle" Vollmachten zur Durchführung entsprechender Maßnahmen, „wenn Unruhe erregt oder Nachrichten verbreitet werden, welche Teile der Bevölkerung gegeneinander aufhetzen, oder wenn Handlungen begangen werden, welche die Kraft des litauischen Staates schwächen". Es war von vornherein kein Zweifel, daß diese beiden neuen Gesetze sich mit dem Autonomie-Statut des Memellandes in keiner Weise vereinbaren ließen. Sah man sie sich genauer an, dann entdeckte man die Dehnbarkeit ihrer Bestimmungen, die den Memelgouverneur zum uneingeschränkten Herrscher über das Memelland machten.

Die neuen Gesetze forderten den schärfsten Protest des Memeldeutschtums heraus. Am 26. Oktober trat der Memellandtag zusammen, um zur Verewigung des Kriegszustandes Stellung zu nehmen. Diese Landtagssitzung hatte historische Bedeutung. Die Memeler belagerten in hellen Scharen das Rathaus, in dem das Memel-Parlament tagte. Sie füllten Treppen und Flure des Rathauses, so daß die Polizei Mühe hatte, für die Ab-

geordneten einen schmalen Weg in den Sitzungssaal freizuhalten. Die Abgeordneten Bingau und Monien rechneten mit der litauischen Zentralregierung scharf ab. Sie protestierten im Namen des gesamten Memeldeutschtums mit aller Entschiedenheit gegen die Aufrechterhaltung und Verankerung des rechtswidrigen Kriegszustandes. Der Abgeordnete Bingau erklärte: „Das Staatsschutzgesetz stellt die Ehre, die Werte und die Gefühle des litauischen Volkstums unter den verschärften Schutz der staatlichen Organe. Es verweigert diesen Schutz dem deutschen Volkstum im Memelgebiet. Das Staatsschutzgesetz stellt die staatlichen Behörden und Organe unter besonderen Schutz. Es verweigert ihn aber den autonomen Behörden und Organen. Das Staatsschutzgesetz bedroht überdies jeden memelländischen Beamten und Angestellten mit Freiheitsstrafen, der im Falle des Konfliktes zwischen staatlichen und autonomen Gesetzen und Zuständigkeiten pflichtgemäß und gewissenhaft das Recht des autonomen Gebiets zu wahren sucht.“ Immer wieder wurden die Reden der beiden deutschen Abgeordneten, die durch Lautsprecher auch für die auf der Straße wartenden Memelländer übertragen wurden, mit lauten Zustimmungsrufen unterbrochen. Der litauische Abgeordnete des Memellandtags, Gailius, versuchte, den litauischen Standpunkt in der Frage des Kriegszustandes zu verteidigen. Er gebrauchte dabei die litauische Sprache. Es gelang ihm nicht, sich verständlich zu machen. Es half ihm auch nichts, daß er sich schließlich im Gefühl der Wende, die sich in dieser Sitzung schon ankündigte, entschloß, deutsch zu sprechen. — Ausländische Beobachter, die die Entwicklung im Memelgebiet als unbeteiligte Zuschauer kühl und sachlich verfolgten, waren von dieser Kundgebung des Memellandtages und der Memelbevölkerung sehr stark beeindruckt. Wenige Tage nach dieser Sitzung hob die litauische Zentralregierung den Kriegszustand auf.

Es mag dahingestellt bleiben, ob Frankreich und England der litauischen Regierung auf diplomatischem Wege den Rat erteilt haben, bei der Regelung der Beziehungen zwischen Litauen und dem Memelgebiet im Rahmen des Autonomiestatuts den Memelländern weitgehendes Entgegenkommen zu zeigen. Es wäre aber sicherlich besser gewesen, wenn die litauische Zentralregierung sich zu der Aufhebung des Kriegszustandes schon früher entschlossen hätte, zu einer Zeit, in der man den Verzicht auf den Kriegszustand noch als ein in jeder Hinsicht unbeeinflußtes Zeichen guten Willens hinnehmen konnte. Nach dem Anschluß Österreichs und des Sudetenlandes aber hat der Verzicht auf die Aufrechterhaltung des rechtswidrigen Zustandes im Memelgebiet einen besonderen Beigeschmack. Trotzdem bleibt bestehen, daß mit der Aufhebung des Kriegszustandes ein schweres Hindernis beseitigt worden ist, das eine deutsch-litauische Annäherung immer wieder erschwert hat. Eine Etappe liegt hinter uns. Aber noch ist der Weg von Deutschland nach Litauen, der immer über Memel führt, nicht frei.

Noch sind andere große Schwierigkeiten zu beheben. In erster Linie handelt es sich darum, daß die Veto-Politik des litauischen Memelgouverneurs aufhört.

Der litauische Gouverneur hat dem Statut nach das Recht, sein Veto einzulegen, wenn die gesetzgebende Körperschaft des Memellandes ihre Zuständigkeiten überschreitet, die litauische Verfassung verletzt oder internationale Verträge Litauens im negativen Sinne berührt. Dieses Recht des litauischen Gouverneurs ist sehr eng begrenzt. Der Gouverneur hat in erster Linie dafür zu sorgen, daß das Autonomiestatut reibungslos funktioniert. Er hat sein Vetorecht aber seit langen Jahren mißbraucht, um einen unberechtigten Einfluß auf die memelländische Gesetzgebung auszuüben und die Wirkungen des Autonomiestatuts einzuschränken. Er hat also eine Tätigkeit entwickelt, die im Widerspruch zu seiner im Statut festgelegten Aufgabe steht, da er die rechtlichen Grundlagen im Memelgebiet untergrub, anstatt für ihre Festigung zu sorgen.

In seiner letzten Sitzung, die der Memellandtag vor seiner Auflösung am 1. November hielt, erhoben die Sprecher des Memeldeutschtums scharfen Protest gegen die Veto-Politik des Gouverneurs. Der Abgeordnete Bingau gab in dieser

Sitzung einen Überblick, der die litauische Veto-Politik treffend charakterisiert. Er teilte mit, daß der fünfte memelländische Landtag, dessen Kadenz mit dieser Sitzung ablief, dem litauischen Gouverneur 72 Gesetze übersandt hat. Gegen nicht weniger als 18 dieser Gesetze hat der litauische Memelgouverneur Einspruch erhoben. Sieben von diesen Gesetzen wurden einmal mit dem Veto belegt und daraufhin dem litauischen Gouverneur nicht mehr wieder vorgelegt. Gegen fünf Gesetze hat der Gouverneur zunächst Einspruch erhoben, diesen Einspruch dann aber wieder zurückgezogen. Gegen drei Gesetze hat er zweimal und gegen zwei weitere Gesetze dreimal Einspruch erhoben. Gegen eins dieser Gesetze aber hat der litauische Gouverneur sein Veto nicht weniger als viermal geltend gemacht.

Diese Gesetze, gegen die der litauische Gouverneur Einspruch erhob, betrafen die Zwangsversteigerung von Grundstücken, die selbständige Ausübung eines Handwerks als stehendes Gewerbe im Memelgebiet, die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, statistische Erhebungen im Memelgebiet, Schutz der Schuldner wiederkehrender Leistungen, Änderung des Handelsgesetzbuches, Verlängerung des Aufwertungsgesetzes, Schutz der Genossen von Genossenschaften, über deren Vermögen das Konkursverfahren eröffnet worden ist, Änderung des Zwangsversteigerungsgesetzes, Abbau der Wohnungsbewirtschaftung in der Stadt Memel, Abänderung des Personenstandsgesetzes, Änderung der Gewerbeordnung, Einführung von Arbeitsbüchern usw. Es ist, sieht man sich Überschriften und Inhalt dieser Gesetze an, sehr leicht zu erkennen, daß es sich hier um Maßnahmen der autonomen Behörden handelt, die für das deutsche Memelland von grundlegender und lebenswichtiger Bedeutung sind. Gerade die wichtigsten und für die Zukunft des deutschen Memellandes entscheidenden Gesetze hat der litauische Gouverneur mit dem Veto belegt.

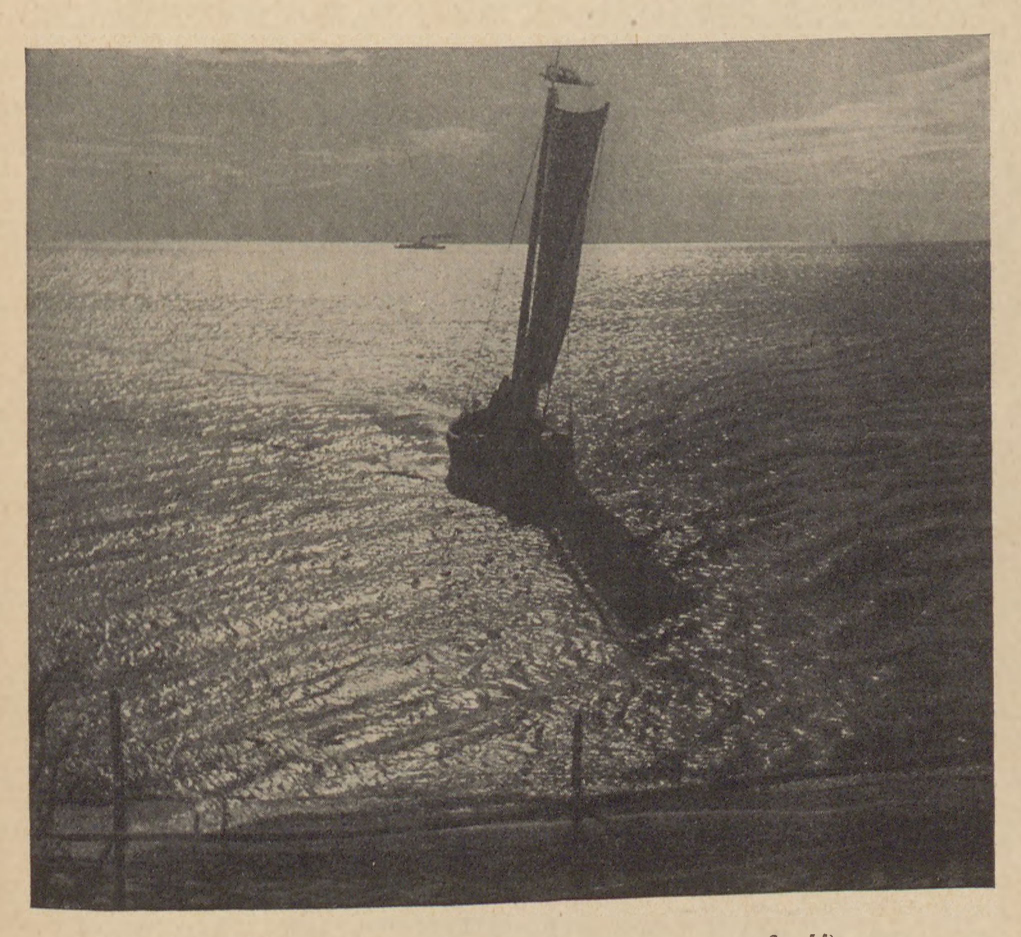
Die Litauer haben selbst eingestanden, daß es ihnen darum geht, das Memelgebiet so schnell und so gründlich wie möglich zu litauisieren. Als das wirksamste Mittel zu der Erreichung dieses Zieles sahen sie den Weg der Übervölkerung und der Unterwanderung an, da sie den unbeugsamen deutschen Sinn der Memelbevölkerung auf keine andere Weise zu brechen vermochten. Ihren Hauptangriff richteten die Litauer dabei gegen die Stadt Memel. Die Folge war, daß durch die Überschwemmung Memels mit Großlitauern die Finanzen des Gemeindewesens erschüttert wurden, so daß die Zahl der erwerbslosen deutschen Bewohner Memels immer höher stieg und die deutschen Kaufleute und Handwerker in größte Not gerieten. Die sozialen Verhältnisse verschlechterten sich stark. Auch die moralische Not wuchs.

Es war selbstverständlich, daß die autonomen deutschen Memelbehörden alle ihnen rechtlich zustehenden Möglichkeiten ausnutzten, um die Existenz der deutschen Landwirte, Kaufleute und Handwerker sicherzustellen, den Arbeitsmarkt in Ordnung zu bringen, den Wohnungsmarkt zu bereinigen. Sie taten, was rechtens war, um den großen Zustrom aus Großlitauen nach Möglichkeit abzuschwächen. Alle ihre Maßnahmen, die diese Ziele anstrebten, wurden aber dadurch sabotiert, daß der litauische Gouverneur gegen die von den autonomen Behörden erlassenen Gesetze Einspruch erhob. Das Veto-Recht des Gouverneurs hat damit seinen ursprünglichen Sinn, der ihm durch das Statut gegeben worden ist, völlig verloren. Es ist, wie der Abgeordnete Bingau in der letzten Sitzung des Memellandes erklärte, ein „Werkzeug in dem Apparat geistiger und machtpolitischer Art geworden, den die litauische Regierung aufgeboten hat, um aus dem Memelstatut ein Instrument für die allmähliche völlige Assimilierung des Memelgebiets an Großlitauen zu machen".

Welchen Umfang die Überschwemmung Memels durch Menschen aus Großlitauen angenommen hat, geht am deutlichsten aus der Tatsache hervor, daß selbst Großlitauer, die sich im Memelgebiet niedergelassen haben, beginnen, sich gegen den Zustrom aus Großlitauen zu wehren. Wie ausländische Blätter berichteten, ist Ende Oktober eine Abordnung litauischer Arbeiter aus Memel bei verschiedenen Stellen der litauischen Zentralregierung

in Kauen vorstellig geworden. Sie hat dem Ministerpräsidenten, dem Landwirtschaftsminister und dem Verkehrsminister ein umfangreiches Memorandum überreicht, in dem in erster Linie die Einstellung der Zuwanderung von Arbeitern aus Großlitauen nach dem Memelgebiet gefordert und gegen deren Beschäftigung in litauischen halbstaatlichen und staatlichen Betrieben im Memelgebiet Einspruch erhoben wird. In dem Memorandum wird weiter darauf hingewiesen, daß durch den Zuzug von Arbeiterkräften aus Großlitauen nach dem Memelgebiet die dort zahlreich vorhandenen Arbeitskräfte zurückgedrängt werden und daß dadurch die Arbeitslosigkeit immer mehr zunimmt. Dieses Memorandum ist wohl der beste Beweis für die Notwendigkeit der von den autonomen Memelbehörden unternommenen Maßnahmen. Hier zeugen Großlitauer selbst gegen die verfehlte Veto-Politik des litauischen Gouverneurs.

Es ist selbstverständlich, daß die litauische Zentralregierung in Kauen und ihr Gouverneur in Memel auch mit der Politik der Einsprüche und Vetos aufhören müssen, wenn sie tatsächlich ein gutes Einvernehmen mit dem Deutschen Reiche wünschen. Das Memelland verlangt nichts weiter als sein Recht, als die Erfüllung und freie Anwendung des Memelstatuts. *Großdeutschland aber, das hinter jedem Deutschen in der Welt steht, kann auf die Dauer nicht zulassen, daß deutschen Menschen an seiner Grenze Unrecht geschieht.* Zwischen Deutschland und Litauen steht



Heimkehrendes Fischerboot (Kurisches Haff)

nichts weiter als die Nichteinhaltung des Memelstatuts durch Litauen. In demselben Augenblick, in dem die litauische Regierung sich dazu entschließt, endgültig einen Strich unter die Vergangenheit und eine völlig verfehlte Politik im Memelgebiet zu ziehen, gibt es nichts mehr, was trennend zwischen dem deutschen und dem litauischen Staat, zwischen dem deutschen und dem litauischen Volk steht. Es wäre sinnlos, wollte man litauischerseits die alte Politik weiter verfolgen und damit rechnen, durch solche Methoden das Memeldeutschtum brechen zu können. Auch in den schlimmsten und traurigsten Situationen haben sich die Bewohner des Memelgebiets stets unerschrocken und ganz eindeutig zu ihrem Deutschtum bekannt. Es braucht hier nur an die letzten Memellandtagswahlen erinnert zu werden, deren verzwicktes und raffiniertes System verbunden mit dem Druck des Kriegszustandes und aller möglichen und unmöglichen Erschwernisse eine ganz ungewöhnlich große Belastungsprobe für das Memeldeutschtum darstellten.

Auf litauischer Seite scheint man jetzt selbst einzusehen, daß es zweckmäßig ist, gegenüber dem Memelland eine andere Politik einzuschlagen. Die halbamtliche litauische Zeitung „Lietuvos Aidas" veröffentlichte kürzlich einen bedeutsamen Leitartikel, in dem es heißt: „Wenn wir die Entwicklung unserer Beziehungen mit Deutschland an uns vorüberziehen lassen, dann sehen wir, daß in diesen Beziehungen die Angelegenheiten des Memelgebietes wenn nicht eine entscheidende, so doch eine sehr wichtige Rolle gespielt haben. Wegen der verschiedenen Ansichten, welche beide Seiten über die Auslegung des Memelstatuts haben, nahmen unsere Beziehungen mit dem westlichen Nachbarn manchmal auch schärfere Formen an, obwohl die litauische Regierung immer für die Autonomie des Memelgebiets war und sich bemüht hat, die Besonderheiten dieses Gebietes zu erhalten. Litauen wird sich zweifellos auch weiterhin an das Memelstatut halten und die Besonderheiten des Landes achten, wenn diese nur nicht ihre Unabhängigkeit bedrohen." Das litauische Blatt selbst nennt die Einführung des Kriegszustandes im Memelgebiet eins der wichtigsten Hindernisse für eine gute Entwicklung der Beziehungen zwischen Deutschland und Litauen. Es gibt der Hoffnung Ausdruck, daß sich die Beseitigung des Kriegszustandes positiv auf die deutsch-litauischen Beziehungen auswirken wird, und fährt dann fort: „Hier muß man bemerken, daß die Regierung des Deutschen Reiches mehr als einmal erklärt hat, daß sie an dem Memelgebiet nur insoweit interessiert sei, als es die Durchführung des Memelstatuts betrifft. Die litauische Regierung hat sich bisher an das Memelstatut gehalten und ist entschlossen, das auch weiterhin zu tun. Wenn manchmal bei der Auslegung des Statuts irgendwelche Unebenheiten entstehen sollten, dann wird die litauische Regierung sich bemühen, sie mit den Memelländern auszugleichen. Und wenn das nicht gelingen sollte, wird sie mit der Regierung des Deutschen Reiches darüber sprechen, wobei jedoch die Rechte der Signatare der Memelkonvention immer respektiert werden sollen. Deutschland hat nach den letzten Vorgängen in Europa große Siege errungen, und sein Prestige ist sowohl in der Politik Europas als auch in der Weltpolitik größer geworden. Deshalb ist es uns besonders wichtig, mit Deutschland Beziehungen zu haben, die durch keinerlei Mißverständnisse getrübt werden und welche auf einem Geist des gegenseitigen Verständnisses beruhen."

Wir wollen uns hier nicht bei den Sätzen aufhalten, die davon sprechen, daß die litauische Regierung sich bisher immer an das Memelstatut gehalten habe und daß sie entschlossen sei, auch weiterhin das Statut zu befolgen. Der Sinn dieses Artikels des litauischen Regierungsblattes spricht selbst gegen diese Sätze. Wichtig aber ist, daß hier in einem halbamtlichen Blatt gesagt wird, daß die litauische Regierung sich in Zukunft mit der Regierung des Deutschen Reiches ins Einvernehmen setzen will, wenn im Memelgebiet Schwierigkeiten auftauchen. Bisher hat man es litauischerseits immer abgelehnt, mit Deutschland über das Memelland zu sprechen, da man den Standpunkt einnahm, daß das Reich offiziell mit dem Memelgebiet nichts zu tun habe. Man betrachtete das Memelland lediglich als

einen Teil des litauischen Staates, über den man sich, wenn es sich wirklich nicht mehr umgehen ließ, höchstens noch mit den Signatarmächten unterhielt oder unterhalten mußte. Daher erscheint die Erklärung des litauischen Regierungsblattes als ein Zeichen dafür, daß man in Kauen endlich beginnt, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich liegen.

Auch führende Großlitauer, die im Memelgebiet leben, haben bereits eingesehen, daß Litauens Politik gegenüber dem Memelland verfehlt gewesen ist. Das zur klerikalen Opposition gehörende litauische Blatt „20. Jahrhundert“ veröffentlicht eine Unterredung seines Vertreters mit dem bekannten Großlitauer Vanagaitis, der bei dem Einbruch der litauischen Truppen 1923 ins Memelgebiet eine führende Rolle gespielt hat. Vanagaitis erklärt, daß Litauen es nicht verstanden habe, „die ganze Angelegenheit richtig zu behandeln“. Er sagte dem litauischen Journalisten: „War es nötig, aus Großlitauen Arbeiter nach dem Memelgebiet zu schaffen und diese dann, nachdem sie arbeitslos geworden waren, der Stadt auf den Hals zu laden? Und dann, was für Beamte habt ihr uns in das Memelgebiet geschickt? .... Sehr schlecht war es auch, daß wir mit den hier wohnenden Deutschen nur durch die Paragraphen der Gesetze gesprochen haben, anstatt nach einer gemeinsamen Sprache mit ihnen zu suchen..... Ich meine, daß in die Ämter Leute gesetzt werden müssen, die die Psychologie und die Angelegenheiten der hiesigen Einwohner verstehen, die eine gemeinsame Sprache mit den hiesigen politischen Führern des Deutschtums finden könnten, damit sie mit ihnen sofort in einen Kontakt kommen und in einer gemeinsamen Sprache ein Kompromiß finden. Hetzereien und Verärgerungen dürfen nicht vorkommen. Die Presse, die Vereine und Organisationen müssen frei sein. Man muß die Versammlungsfreiheit wiederherstellen und die allgemeine politische Lage reorganisieren. Vor allem: Wir müssen aufrichtig sein. Ich bin überzeugt, daß auf Aufrichtigkeit auch aufrichtig geantwortet werden wird. Aber zögern kann man jetzt nicht mehr, denn jede verschwendete Minute schadet uns.“

Diese Erkenntnis des Herrn Vanagaitis kommen reichlich spät. Aber sie zeugen davon, daß man selbst in den großlitauischen Kreisen, die in das Memelland gelangt sind, einzusehen beginnt, wie verfehlt die ganze Politik Kauens war, und daß es höchste Zeit ist, neue Wege einzuschlagen. Hoffentlich wird man in der litauischen Zentrale die freimütigen Bekenntnisse richtig zu würdigen wissen.

Mit der Aufhebung des Kriegszustandes ist viel, aber noch lange nicht alles getan. Man sollte sich in Kauen möglichst schnell entschließen, endgültig reinen Tisch mit der Vergangenheit zu machen und sich in Zukunft an die Tatsache des Deutschtums des Memellandes und seiner Bewohner und an den eindeutigen Sinn des Autonomiestatuts zu halten. Bleibt Litauen bei seinem alten politischen Kurs, dann kann es nur verlieren. Eine Neuorientierung seiner Politik liegt in seinem eigenen Interesse.

Anna Luise Karschin

Das Märchen ihres Lebens

Von Herybert Menzel[1])

Wie das häßliche junge Entlein, das später doch ein Schwan werden sollte, wurde das Mädchen begrüßt, das am 1. Dezember 1722 im damaligen Schlesien, in Hammer bei Schwiebus, zur Welt kam. Selbst seine Mutter wandte sich von ihm ab: sie hatte sich ein schönes Kind erhofft, dies aber blickte sie gar zu finster an.

Die Eltern Dürbach besaßen in dem Dorfe eine Meierei und Gastwirtschaft und führten eine herzliche Ehe miteinander, die nur schon im sechsten Jahre der Dichterin durch den Tod des Vaters zerrissen wurde. Der Mutter rühmt man nach, daß sie sich eigene Lieder ausdachte, eine helle, wundervolle Stimme hatte und so gut tanzen konnte, daß sich der ganze Ort vor den Fenstern drängte, um sie zu sehen und zu hören, wenn sie an einem Feste teilnahm.

In der Wirtschaft gab es viel zu tun, und so wuchs die kleine Anna Luise auf, ohne daß sich die Eltern viel um sie kümmern konnten, man überließ sie der Erziehung der Großmutter, die in dem Hause noch lebte. Still soll die Anna Luise gewesen sein und sehr eigenen Gedanken nachhängend.

Erst der Bruder der Großmutter, ein pensionierter Justizamtmann Fetke, der aus Tirschtiegel gekommen war, um seine Schwester mit sich zu nehmen, damit sie ihm die Wirtschaft führe, erkannte die wache Aufmerksamkeit und schnelle Auffassungsgabe des Kindes, gewann es lieb und bat darum, es für die nächsten Jahre bei ihm und der Großmutter zu lassen.

Die Eltern waren damit einverstanden, und so kam das Mädchen mit dem fünften Lebensjahre in das kleine Städtchen, das es später als seine eigentliche Heimat ansah, an das es bis zu seinem Lebensende in Sehnsucht und Dankbarkeit zurückdachte.

Der Oheim besaß neben seinem Hause einen schönen Garten, aus dem man gleich in den Wald und zu den weit ausgedehnten Wiesen kam. Auf seinen Spaziergängen durfte ihn Anna Luise begleiten. Es war ihm eine Freude, zu beobachten, wie sie bald jeden Vogel, bald jede Blumen mit Namen kannte und gleich ihm für alles Schöne in der Natur ein offenes Auge und Herz besaß.

Zum Entsetzen der Großmutter brachte er dem dummen Kinde das Lesen bei, ehe es Strümpfe stopfen und Rüben putzen konnte. Es könne sie das nur verderben, meinte sie, wenn es in so jungen Jahren schon gleich klug wie die gelehrten Männer werden sollte. Spielend leicht lernte das Mädchen. Es hatte bald die dicke Bibel durchgelesen, und es war schon nicht mehr anzuhören, wie es den Oheim mit Fragen quälte. Alles wollte es wissen und auch alles verstehen können! Besonders schlimm aber wurde es mit ihm, als es gar stürmisch begehrte, nun auch noch schreiben zu lernen. Kein Brett, kein Zaun, kein Klotz blieb von ihm verschont. Alles beschrieb und bemalte es.

Und welch Geist regierte das Mädchen, das war ja ganz aus der Art geschlagen! Eine Puppe, die die Großmutter ihm geschenkt, hatte es hoch in den Birnbaum geworfen, da hing sie und schlenkerte vor dem Wind mit Armen und Beinen. Das Mädchen aber stand und lachte dazu, lief in die Nesseln, hieb auf sie ein wie ein

[1]) Mit Genehmigung der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg dem Buch „Das Lied der Karschin" — Die Geschichte der Anna Luise Karschin mit einem Bericht ihres Lebens, herausgegeben von Herybert Menzel, entnommen.

Soldat auf die Feinde, ja, ganz wie ein Junge spielte sie auch mit Klötzen wie mit Soldaten.

Als die Großmutter dahinterkam, daß auch noch Latein studiert wurde, und die Anna Luise, statt ein Nachtgebet zu sprechen, bis in den Traum hinein die fremden Vokabeln sich wiederholte, hielt sie es für geraten, nun doch der Mutter einen Wink zu geben, das gefährdete Mädchen, wenn noch je ein vernünftiges Frauenzimmer aus ihm werden sollte, eilends vom Oheim zurückzuholen.

Und schleunig kam auch die Mutter. Lesen und schreiben hielt sie, wenn schon nicht für nötig, so doch für kein Übel. Aber das mit dem Latein ging auch ihr entschieden zu weit.

Kein Bitten des Mädchens half, es mußte zurück nach Hammer.

Inzwischen war der erste Mann der Mutter gestorben, sie hatte sich wieder verheiratet und hieß nun Hempel. Anna Luise wurde dazu bestimmt, ihre jüngeren Geschwister zu betreuen. Als nach einiger Zeit der Oheim in Tirschtiegel starb, übernahmen die Eltern seinen Besitz und richteten auch hier in Tirschtiegel eine Gastwirtschaft ein. Hempel aber war kein so tüchtiger Wirt wie Anna Luises Vater, so mußte man sich bald in vielem einschränken, Anna Luise hatte jetzt die Kühe auf die Weide zu treiben.

Wie glücklich war sie darüber, nun wieder hier leben zu können, wo sie allerorts an die frohe Zeit mit dem Onkel erinnert wurde. Keins seiner Worte hatte sie verloren. So saß sie und sann darüber, während das Vieh vor ihr graste.

Wie könnte sie nur je wieder zu Büchern kommen?! Ja, davon träumte sie, und oft genug widerfuhr es ihr, daß, wenn sie erwachte, die Kühe schon weit ihr entlaufen waren und sie Mühe hatte, sie zurückzuholen. Ihr Hunger nach Stimmen aus anderen Zeiten und Welten riß in ihr bis zur Qual. Und niemand verstand sie darin. Keinem durfte sie sich offenbaren, um nicht noch verhöhnt oder gescholten zu werden. Wann und wo wuchs eine Dichterin unter ungünstigeren Verhältnissen auf!

Und doch ist es herrlich und tröstlich zu erfahren, wie ihr immer wieder geholfen wurde. Es gehörte damals die kleine Stadt noch zu Polen, obwohl die Anna Luise kein polnisches Wort hier erlernen konnte. Sehnsüchtig sah sie nach Preußen, in dem es die Bücher gab, die sie begehrte, dessen aufwachsender große König aber die französischen Schriften mehr liebte, dessen eigene spätere Werke seinem ihm anhängenden Volke erst übersetzt werden mußten, als diese Hirtin zum Ruhm des Landes und zum Ruhm eben dieses Königs seine Siege in deutscher Sprache, herrlich wie nie gehört, besang: Wie weit der Weg war, den sie zu gehen hatte, welcher Mut und welches Feuer dazu gehörten, ist allein daran schon zu ermessen.

Wieder einmal sind ihr die Kühe entlaufen. Sie eilt ihnen nach. Diesmal lassen sie sich aber auch gar nicht errufen. Erst vor dem Großen See, bei einer fremden Herde, holt sie ihre Rinder ein.

Da aber erlebt sie etwas, das sie zum glücklichsten Wesen des Landes macht. Um den Hirten sitzen Kinder geschart, andächtig lauschend, er liest aus einem Märchenbuch ihnen vor.

Wie ein gelehrter Star, so spricht er. Johann Christoph Grafre ist sein Name, er wohnt auch in Tirschtiegel, und nicht nur dies eine Buch, o, noch viel schönere besitzt er, den „Robinson Crusoe“, den „Gehörnten Siegfried“, die „Schöne Melusine“, „Tausend und eine Nacht“ und „Peter mit dem goldenen Schlüssel“.

Ach, was sind das nicht alles für wundervolle Bücher! Nie hat sie den Tag vergessen, immer hat sie sich dankbar dieses Hirten erinnert, und, als es ihr möglich war, hat sie ihm gern geholfen.

Der Hirte mit seinen Schätzen ist ihr nun alles. Kein Weg zu ihm ist ihr zu weit. Nicht nur beim Hüten liest sie, auch nach Haus nimmt sie die Bücher mit und versteckt sie unter ihrem Kopfkissen. Beim ersten Morgenlicht, ehe noch die andern munter werden, ist sie schon über den gedruckten Lettern.

Mit dem Freunde dann, in den Gesprächen, erlebt sie das Gelesene wieder und nochmals wieder. O, er war klug und sehnte sich auch dahin, wo es ganze Paläste voller Bücher geben sollte, wo junge Menschen wie sie selbst den Männern, die sie Professoren nannten, zu Füßen

sitzen und alle Gelehrsamkeit, alles Wissen aus ihrem Munde erfahren konnten!

Viel lernt sie von ihm, und gern sieht sie ihm zu, wenn er das Messer zur Hand nimmt und aus Holz die schönsten Kunstwerke schnitzt, ihre Schecke einmal und später seinen Hund oder ganz, als ob es beim Äsen verhoffte, ein Reh. Aber ein Wunderwerk vollends wird eine Uhr, die er schnitzt. Welche Mühe hat er damit! Und wirklich setzt er sie in Gang, und die Sonne steht wahrhaftig im Mittag, wenn sie die zwölfte Stunde anzeigt.

Nun gibt es ja keine neuen Bücher mehr bei ihm zu lesen. Aber kann man nicht immer wieder beim ersten beginnen? Und oft sitzen sie beisammen und denken sich selber Märchen aus. Die weite Landschaft belebt sich für sie mit wundersamen Gestalten.

Drei Sommer bringen sie so in Wunderwelten zu, zwischen den Wäldern und Seen, Brüchen und Mooren; alle Wetter ziehen über sie hin, ihrem Herzen und Gedächtnis geht kein Vogelflug, kein Ruf der Tiere verloren. Von dieser glücklichen Jugendzeit zehrt die Dichterin ihr ganzes Leben, und was unsterblich wurde von ihren Gesängen, was alle Welt aufhorchen ließ zu ihrer Zeit, das hat sie alles aus ihrer Heimat, aus ihrem Hirtenleben gewonnen.

Sie war nun fünfzehn Jahre alt und hatte sich doch zu einem Mädchen entwickelt, das man gern ansah. Ihre Mutter dachte darum, daß es Zeit für sie würde, mehr vom Haushalt zu erlernen. So gab sie sie in eins der entfernteren Dörfer auf eine Mühle in Dienst. Solange das Mädchen die heimliche Liebe der Müllerin mit einem Rittmeister zu bewachen hatte, was sie gern tat, da sie sich einen ganzen Roman von einer unglücklich-seligen Liebe ihrer Herrin zurechtfabulierte, wurde sie auch gut gehalten. Als der Rittmeister entfloh, bürdete man ihr Lasten auf, die zu schwer für sie waren, ja, man nutzte sie lieblos und geizig aus. Hier aber zeigte sich schon ihr Wille, selbst fertig zu werden. Keine Klage schickte sie nach Haus. Erst von Fremden erfuhren ihre Eltern, welch hartes Geschick sie trug. Als sie sich selbst davon überzeugt hatten, nahmen sie sie sofort mit sich zurück.

Nun, wieder zu Haus, hatte sie noch einmal glückliche Zeiten. Und ein zweites Wunder geschah für sie. Auf dem Söller ihres Hauses entdeckte sie ein Buch mit Gedichten Johann Frankes. Eine neue Welt in Liedern ging ihr auf.

Selig durch ihren Fund lief sie zu ihrem Hirten. O, nun hatte sie ihm ein Geschenk zu machen! Und bald floß sie selbst in Versen über. Nichts gab es, was sie nicht besingen konnte. Sie hatte endlich sich selbst entdeckt und wie sie sich befreien konnte von allem Glück und allem, was sie quälte. Mit sechzehn Jahren grüßte sie so ihren Hirten zum neuen Jahr:

„Ich kenne schon dein reines Wesen,
Du bist von zarter Kindheit an
Mein tugendhafter Freund gewesen,
Drum nimm die treuen Wünsche an,
Die zwar aus schlechter Feder fließen
Und sich in diese Zeilen schließen:
Der Geber aller guten Gaben,
Der Herr, von dessen Gütigkeit
Wir Seel- und Leibeswohlfahrt haben,
Der wolle bei erneuter Zeit
Dein Haupt mit Heil und Kraft belegen,
Er kröne dich mit reichem Segen.
Er wende, was dich kann betrüben,
Und schenke, was dein Wohlsein mehrt;
Er stürze, die dein Unglück lieben!
Und wenn er meinen Wunsch erhört,
Laß er dich bald was Schönes wählen
Und viel vergnügte Jahre zählen!“

Was sie zum Schluß ihrem Freunde wünschte, sollte sich nur allzu schnell für sie erfüllen. Es kamen gleich mehrere Freier ins Haus, darunter war auch ein Tuchmacher Hirsekorn aus Schwiebus. Er hatte nicht nur erfahren, daß das Mädchen begehrt sei, sondern auch, da man den Hempels noch immer Vermögen nachsagte, auf eine gute Mitgift gehofft. Die Mutter der Dichterin verhehlte ihm ihre Armut nicht, doch glaubte der Mann, daß sie nur prüfen wolle, ob seine Neigung auch eine ehrliche sei. Er blieb bei seiner Werbung, und da auch das Mädchen Gefallen an ihm fand als an einem frischen und schönen Menschen, kam es zur Hochzeit.

Der Bräutigam sah sich dann freilich doch in ihrer Aussteuer enttäuscht, weil sie wirklich nicht besser ausfiel, als ihm

seine Schwiegermutter in Aussicht gestellt hatte, und schon auf dem Wege nach Schwiebus ließ er seine junge Frau fühlen, wie wenig glücklich er sei.

Während sie aber noch glaubte, mit getreuer Liebe ihm andern Gewinn ersetzen zu können, fuhr sie in ein Leben, das ihr keine Härte und keine Not ersparen sollte. Über die Schwelle eines niedrigen Hauses der Frankfurter Straße zu Schwiebus schritt sie in ihr Elend.

Elf Jahre dauerte ihre Ehe mit Hirsekorn. Schon mit nicht ganz siebzehn Jahren wurde sie Mutter; sie gebar einen Knaben, und nach über einem Jahr einen zweiten Sohn, nicht zur Freude ihrem Manne, der sich gern einen guten Tag gönnte und über die Mehrausgaben für die Kinder der Frau die größten Vorwürfe machte. Fleißig spann sie Wolle und gab sich auch sonst im Haushalt alle Mühe, denn sie liebte ja ihren Mann. Wie glücklich war sie, wenn er ihr doch mitunter ein frohes Gesicht zeigte. Ihre Schwiegermutter, die in ihr das gute Herz und den löblichsten Willen erkannte, war ihr allein ein Trost. Die Dichterin spricht ihrem Mann nicht gute Seiten ab. „Hätte er nur in die Zukunft sehen können, so würde er mich besser verstanden haben", meint sie später. So aber hielt er ihr Dichten und Bücherlesen für ein Laster, das ihr die beste Zeit wegstehle, und es gab immer neue Zerwürfnisse deswegen. Es schreibt die Karschin selbst von jener Zeit: „Ich zerzausete entweder mit einem Holzblatt voll krumm gebogener Stacheln Wolle und bereitete sie der Spinnerin zu, oder ich drehte in meiner Hand unaufhörlich ein kleines Rad, Garn aufzuwinden für den schnelllaufenden Weberstuhl.

Hundert geistliche Lieder waren in meinem Gedächtnis; meine Geschäfte hinderten mich nicht, die schönsten davon zu singen. Ich kannte noch keinen Poeten außer einigen zerstreuten Blättern von Johann Franke, der durch verschiedene Kirchengesänge sein Gedächtnis verewigt hat. Seine Lieder waren meine Lieblinge, und die Überbleibsel seiner weltlichen Gedichte schwebten mir noch vor. Es waren Hochzeitsgedichte mit viel Mythologie. Ich verstand ihren Inhalt nicht, aber sie kamen mir dennoch schön vor.

Ich beschloß nun, selbst Versuche zu machen. Ich wählte die Melodie irgendeines geistlichen Liedes, saß bei dem murrenden Rade und wiederholte den jetzt gedichteten Vers so lange, bis er in meinem Gedächtnis haften blieb. Die Nachmittagsstunden des Ruhetages ließen mir Muße, ihn aufzuschreiben.

Immer lag ein Buch unter dem Kopfkissen meines Kindes. Ich langte es hervor, so oft ich die Pflichten einer mütterlichen Amme oder die Stelle der Wärterin vertrat. Ich las die Asiatische Banise, die arabische Geschichte Tausend und eine Nacht und einen syrischen Roman Aramada. Es waren hin und wieder Verse eingestreut, aber ihr Zwang mißfiel mir. Ich faßte den stolzen Entschluß, etwas Besseres als der Romandichter zu denken.

Ich wünschte mehr Bücher und weniger besetzte Stunden; ich hörte von den Taten Friedrichs und brannte, sie zu singen. Der Name des Königs allein, wenn er genannt ward, schien mich anzuflammen; aber meinen Gedanken fehlte der Schwung, und mein Genie lag unter dem Steinhaufen der Mühseligkeiten meiner Tage. Dennoch konnte nichts den himmlischen Funken in mir ganz ersticken."

Es sprach sich allmählich herum, daß diese arme Frau nicht nur lesen und schreiben, sondern gar ganz erstaunlich gute Verse machen könne. Man erzählte sich von ihr, daß ihr die Reime nur so zuflögen, ja, sie wüßte, wenn sie nur wolle, einen jeden Fremden sofort mit einem auf ihn allein passenden Spruch zu begrüßen.

Verliebte kamen und ließen sich Verse von ihr schreiben, die Nachbarn wurden von ihr mit artigen Glückwunschgedichten begrüßt. Wer ihr nur Gutes tat, wurde in Reimen von ihr bedankt. Schließlich wurde sie voller Neugierde auf die Güter geladen, und wirklich begrüßte sie jeden Gast mit Strophen, die Geist und Geschmack verrieten. Man staunte sie an, man beschenkte sie. Als sie nach einem dieser Feste mehrere Ellen halbseidenen Stoffes erhielt, konnte sie gar ihrem Manne nach langer Zeit ein Lächeln wieder abgewinnen. Aber sein Frohsinn verging schneller als er gekommen, bald warf er doch wieder ins Feuer, was sie geschrieben hatte.

Ihr Leben wurde immer unerträglicher. Als sie nochmals ein Kind erwartete, erließ gerade Friedrich der Große ein Gesetz, nach dem sich Ehepaare in seinem Lande scheiden lassen durften. Hirsekorn kam eines Nachts vergnügt nach Hause und erklärte, daß sie auch gleich davon Gebrauch machen wollten. Nichts halfen ihre Tränen. Sie wurde recht aus seinem Hause gestoßen, ehe das Kind noch geboren war. Voller Scham und Schmerzen machte sie sich auf den Weg zu ihrer Mutter. Doch nur bis zu einem der nächsten Dörfer, bis Muschten, gelangte sie. Hier nahmen sie hilfreiche Menschen auf, und hier gebar sie auch ihr Kind.

Sie war die erste Frau in Preußen, die geschieden wurde. Ihrer Mutter mit dieser Schande und dem neuen Kind ins Haus zu kommen, wollte sie gar nicht wagen.

Seltsam hat sich ihr Leben weiter gefügt. Ein Schneidergeselle kam durch das Dorf, sah sie mit ihrem Kinde, erfuhr ihr Schicksal, und da ihm die Frau gefiel, bewarb er sich um sie. Er war noch jung, aber sein Gesicht war von Trunk gezeichnet. Die Dichterin hatte Abscheu vor ihm. In ihrer Not und Verzweiflung schickte sie ihn zur Mutter, daß er sich von der die Antwort hole. Die Mutter erkannte wohl auch, daß das nicht die beste Verbindung für sie wäre, hielt es aber doch für ein großes Glück, daß sich überhaupt noch ein Mann um sie bewarb. Er hieß Karsch und war dazu bestimmt, ihr den Namen zu geben, unter dem sie berühmt werden sollte.

Sie zog mit ihrem neuen Mann nach Fraustadt. Eine Glückseligkeit nannte sie später ihr Leben in Schwiebus im Vergleich zu dem, das sie nun zu ertragen hatte. Zehn Jahre lebte sie mit Karsch, vier Kinder bekam sie in dieser Zeit. Der Mann aber sorgte nicht nur nicht für sie, sondern ließ sich von ihr miternähren. Zu faul zur Arbeit, zu gern in der Gastwirtschaft, stahl er ihr gar die Groschen, die sie verdiente. Er sah es ruhig mit an, wie sie Hunger litt, nahm selbst ihre Kleider und verkaufte sie. Oft hörten die Nachbarn Frau und Kinder laut weinen, öfter noch, daß der Mann sie schlug. „Nimmer soll es meine Seele vergessen, wie tief herunter ich gesunken und wie hoffnungslos mein Zustand war", so klagte sie später, wenn sie von diesen Zeiten sprach.

Aber auch in diesem Elend fand sie noch immer Trost in ihrem Gesange.

Ihr Ruhm verbreitete sich weiter hinaus, oft kamen Fremde eigens nach Fraustadt, um sie zu sehen und sich selbst davon zu überzeugen, was man von ihr erzählte. Dadurch fand sie auch in der Stadt selbst einflußreiche Gönner, die ihr über die äußerste Not hinweghalfen.

Hier erlebte sie es auch zum ersten Male, daß Verse von ihr gedruckt wurden. „Ich bin nicht genug rednerisch, um von meinem damaligen Vergnügen eine Beschreibung zu machen; mich dünkt, mein Genie war jetzt gleich einem Vogel, der zum ersten Male sich seiner Gabe zu fliegen bewußt ist."

Sieben Jahre blieb sie in Fraustadt. 1755 sorgten Freunde dafür, daß die Familie nach Groß-Glogau übersiedeln konnte. Karsch hatte die besten Vorsätze, sich zu bessern. Die Dichterin atmete auf, bald aber war alles wie früher und ärger noch. Wie sehr sie darunter litt, mit einem solchen Mann verheiratet zu sein, das ist noch aus Briefen zu ersehen, die sie in ihren glanzvollen Tagen und noch kurz vor ihrem Tode schrieb.

Aber hier in Glogau war sie doch in Preußen wieder, zum ersten Male in ihrem Leben stand sie vor einem Buchladen still. Auch kam sie in Verkehr mit Gelehrten und Künstlern, die sie nicht nur bewunderten, sondern ihr Talent mit manchem guten Rat zu fördern wußten. Hier ebenfalls gelangen ihr die ersten Gesänge auf Friedrich des Großen Siege, die sie über Nacht im ganzen Lande berühmt machten. Aus Berlin, von den Schlachtplätzen schrieb man ihr und begrüßte sie. Aber die Drangsale, unter denen sie weiterlebte, sorgten dafür, daß sie bescheiden blieb. Ihr Ruhm schien ihr Glück allein, wenn er ihr Brot und Kleider brachte.

Karsch wußte noch immer nicht, welche Frau ihm zur Seite war, oder wenn er es ahnte, so fand er doch nicht mehr die Kraft, sich ihrer würdig zu zeigen. So sannen ihre Gönner darüber nach, wie man die Dichterin von ihm befreien

könnte. Als er es wieder zu einem Skandal kommen ließ, holte man ihn kurz entschlossen ab und steckte ihn unter die Soldaten.

Jetzt schrieb er die zärtlichsten und bewegendsten Briefe an seine Frau. Sie aber, die ihm immer wieder geglaubt hatte, war doch zu glücklich, endlich frei zu sein, und blieb fest entschlossen, dieses Glück sich und ihren beiden Kindern, die ihr noch geblieben waren, zu erhalten. Dies war ihre Antwort an ihn:

„Mein ungeduldiger Füsilier!

Es ist wahr, Deine Klagen würden mich rühren, aber sie sind voll von der Sprache eines niederträchtigen Hochmuts. Ich begreife nicht, was es für ein Elend ist, über welches Du so ein Geschrei machst, gleich dem Geschrei derer, die in einem finsteren Kerker das Urteil des Todes erwarten. Du gibst nur gar zu schlechte Beweise Deines patriotischen Herzens, mit welchem Du so oft geprahlt hast, doch ich bin es schon gewohnt. Deine Redlichkeit überhaupt besteht in Worten, wer Beweise sucht, tut Dir Gewalt an. Aber sag mir, woher Du Dir schmeicheln kannst, daß ich Dich losmachen würde? Ich, ein Weib, das auf die Natur zürnt, daß sie mich nicht zum Manne gemacht hat, um das stolze Vergnügen zu haben, in dem Dienste meines Monarchen mein Blut fließen zu sehen.

O, warum habe ich keinen Sohn, den ich in die Schlacht senden könnte! Und wenn dann der König die Schlacht gewönne, und wenn dann die Muse, meine Muse, seinen Triumph besänge, würde ich die Freude des Sieges doppelt empfinden in dem Bewußtsein, daß jemand von den Meinigen dazu beigetragen hätte. Wie kannst Du mir vorsagen, ich hätte keine Ehre von Deinem dermaligen Stande? Und ich getraue mir zu behaupten, daß er mir mehr Ehre macht als Deine ehemalige zügellose Freiheit. Was würden Deine Offiziere zu deinem törichten Ausrufe sagen: ich mußte unter Taglöhnern und Bauern schwören. Waren es nicht alle königliche Soldaten? Und ist unter diesen Soldaten ein Unterschied? Sie sind alle gleich, es mögen Kaufleute, Handwerker, Priestersöhne, Bauern oder Tagelöhner sein. Und ist das eine Schande, ein königlich preußischer Soldat zu sein? Der Engländer beneidet den Deutschen um diesen Ruhm; und Du, Du rechnest es für eine Verachtung!

Lerne Dich vor Dir selber schämen und erinnere Dich daran, daß der König im verwichenen Oktober unter einer Menge neuer Soldaten auf dem Lerchenberge saß und ihnen die Geschichte seines ersten Krieges erzählte. Hier saß der Fürst, der Feldherr und der Weise, den die Welt bewundert, unter einem Haufen, wovon der größte Teil kurz vorher auf der Tenne geworfelt oder hinter dem Pfluge den Rindern geboten hatte. Er schämte sich ihrer nicht: es waren in seinen Augen keine nichtswürdigen Geschöpfe. Und den Deinen sind sie es? O arme Kreatur! Wie weit bist Du unter den Füßen des Monarchen und des Vaters, der wegen der Ruhe seiner Länder seine eigene Ruhe verleugnet, seine Bequemlichkeit vergißt und hart gegen sich selbst ist.

Wie viele würdige Generals sind verletzt oder gar getötet worden; und Du achtest Dein Leben zu kostbar, um es für das Vaterland wagen zu wollen? Wie viele Männer, die voll zärtlicher Liebe gegen ihre Weiber für sie sorgen würden, müssen in diesem weitausgedehnten Kriege mit fort! Bräutigams müssen aus den Armen der Braut dem Rufe des Krieges folgen. Die Not befiehlt es, und die Not hat keine Gesetze.

Ich begreife die Art nicht, wie ich Dich losbitten sollte. Man würde mich wegen der Ursache fragen, und ich könnte mit gutem Gewissen nicht sagen, daß man mir den Versorger für mich und meine Kinder zurückgeben sollte. Und soll ich denn etwa gar sagen, daß es mir unmöglich sei, ohne Mann zu leben? Diese Aussage wäre ebenfalls eine Sünde wider die Wahrheit, und man würde sie belachen. Deine Gründe wegen der Mühseligkeiten darf ich noch weniger anführen. Das sind Dinge, die Du mit vielen Tausenden gemeinschaftlich trägst. Ich bitte Dich also, verschone mich mit dieser Zumutung. Suche Dich in Dein Schicksal zu finden und glaube, daß es mir leid ist, daß Du es zu dieser Extremität hast kommen lassen.

Aber Du hättest nicht ganze halbe Nächte die Rolle eines Rasenden spielen

sollen. Die neben uns liegenden Soldaten hörten das Brüllen Deiner Stimme; es kam vor die Edelsten in Glogau. Sie sahen die Merkmale Deiner Barbarei in meinen Augen und auf meiner Stirn, und sie fanden für gut, einen Bürger, der so viel Bravour hat, dahin zu bringen, wo er sie auf eine anständigere Art ausüben kann, als wenn man ein armes wehrloses Weib schlägt. Nach Deinen Begriffen ist ein Mann ein Unding, das sich besäuft, zu Hause taumelt und seine Gegenwart durch ein abscheuliches Poltern hören läßt. Seine ganze Pflicht und die Heiligkeit der ehelichen Gesetze wird beobachtet, wenn er nur das Tierische der Wollust bei keiner andern ausübt, er mag sonst sein ganzes Selbst an die Trinkhäuser hängen, dem Weibe die Haussorgen überlassen und niemals vernünftig sein; das schadet nichts. Er ist doch ein Mann, und das empfindet die Frau in der Stärke seiner Faust.

Ich habe niemals Dein Unglück gewollt; sonst hätte ich nur vor zwei Jahren die Wunde an meiner Schulter vorzeigen dürfen. Ich war aber auch nicht imstande, Dir Ehre und Ansehn bei meinen Freunden zu verschaffen.

Deine Eidschwüre und Deine Vorsätze sind mir bekannt; Du bist weder dem einen noch dem andern getreu. Der Himmel und die Luft hörten Dich ehedem schwören; ich glaubte Deinen Schwüren und betrog mich. Sechs Wochen dauerte meine Glückseligkeit. Du nahmst sie mir. Ich weinte, aber meine Tränen rührten Dein verwildertes Herz nicht.

Ich wünsche Dir mit der stärksten Stimme meines Herzens Besserung, aber ich mag nichts davon profitieren, ich mag keine Zeugin davon sein. Einsam und ruhig will ich meine Tage zubringen, und Du sollst vor mir nichts erfahren, als daß ich eine Feindin des Lasters und immer Deine Freundin gewesen bin."

Mit diesem Briefe hat sie sich auch selbst von ihm befreit und damit auch von dem Leben, das sie in alle Tiefen geführt. Es begann nun der wunderlichste Aufstieg, den eine Dichterin je genommen. Ihre Freunde erfüllten ihr Haus und luden sie zu sich. Einer ihrer getreuesten Bewunderer war der Baron von Kottwitz, der durch die Generalin von Wrech aus Berlin auf sie aufmerksam gemacht worden war und von seinem nahen Gute oft zu ihr herüberkam, um den begeisterten Berlinern von ihr berichten zu können. Ihm verdankt sie auch das Wunder ihres Lebens: er schickte ihr seinen Reisewagen, um sie mit nach Berlin zu nehmen, wo er ganz für sie sorgen wolle. Wie im Taumel lief die Dichterin umher. Nach Berlin, in die Nähe des größten Königs, den sie nach der Schlacht bei Leuthen gesehen, als seine Soldaten das Große Dankgebet sangen, ihm ganz nahe sollte sie nun kommen! Begreift es, ihr Freunde! Mein kühnster Traum war nicht so groß!

Alles verschenkt sie, was sie besitzt. Was braucht sie denn noch?! Den Sohn gibt der Baron in eine Schule, für sie und das Mädchen hat man die schönsten Kleider gebracht. Unter ihren Freudentränen verschwimmen, verschwinden die Freunde ihrem Blick, als sie sich aus dem fahrenden Wagen noch einmal dem hinwendet, was sie nun für alle Zeit verläßt. . . .

*

In Berlin erwartete man die Karschin schon. Ihr waren die Häuser alle weit geöffnet, ehe man sie noch gesehen hatte. Während der Fahrt wurde auf jeder Station für sie gesorgt, so wurde sie wirklich nach Berlin getragen. Wie zu einem Triumph fuhr sie, die noch bis vor kurzem Wolle gesponnen und Holz gesammelt und nicht gewußt hatte, wie sie die Kinder sattmachen sollte, in die Hauptstadt ein.

Im Hause des Wiener Gesandten, des Grafen Gotter, empfing man sie. Hier wohnte sie auch zunächst. Ihre Ankunft sprach sich schnell herum, jeder wollte sie sehen, zu immer neuen Tafeln lud man sie. Sie aber ertrug das Glück, wie sie ihr Elend ertragen hatte; wie sie einst nicht zerbrochen war, so ließ sie sich jetzt durch nichts eitel machen. Nur ihr Herz befreite sich wie immer: sie sang nun Jubel und Dank.

Männer, die sie bisher aus deren Büchern nur kannte, die sie von ferne bewundert hatte, Ramler und Sulzer und Gleim, lernte sie kennen. Sie alle anerkannten sie als Dichterin, freuten sich ihres Ruhms und eiferten darin, ihn weiter zu verbreiten.



Anna Luise Karschin
(1722—1791)
Aus: H. Menzel, „Das Lied der Karschin“,
Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg

Unerhört fand man den freien und ungekünstelten Ton ihrer Gesänge. Selbst Ramler, der zu mancher Strophenform, zu manchem Silbenmaß und manchem, wie ihm schien, gar zu kühnen Vergleich ein wenig beckmesserisch den dünnen Zeigefinger hob, staunte sie ehrlich an. Man darf nicht vergessen, daß Goethe zu der Zeit ein Knabe erst von elf Jahren war.

Mit ihr wehte ein frischer Wind in die deutsche Literatur. Was man besonders bewunderte, war die Leichtigkeit, mit der sie ihre Verse schrieb. „Drei Musen hüpfen auf, wenn ich nur einer winke!" Sie durfte es wirklich kühn von sich behaupten. Aber was waren das auch für Musen, wie Bauernmägde frisch und zungenfertig und von gesunder Derbheit! Vom höckrigten Apfel, von hartschaligen Nüssen, von der Bäume kahlgestandenem Haupt und dem aus Windeln gewickelten Meer ließen sie die Frau aus dem Osten singen.

Selbst ihre Briefe waren meist Verse. So auch erlebte man's in den Gesellschaften, daß auf ein Scherzwort, auf eine Wortspielerei, ehe noch viele sie recht verstanden hatten, schon wie Pfeile ihre Verse schnellten und das Ziel niemals verfehlten.

Gleich hatte sie die Entgegnung für einen Engländer, als er behauptete, bei jedem deutschen Wort bräche er sich einen Zahn:

„O machte Zeus zum Mädchen mich!
Dann wollt ich zu dir sprechen:
Komm her, Burnet, und küsse mich.
Du sprächest Ja! auf Deutsch! ohn
einen Zahn zu brechen."

Als man ihr einst bei einem Gartenfest erklärte, eine niegesehene schöne Frau mit den herrlichsten Augen käme vorüber, nur trüge sie leider einen so großen Hut, daß man wenig von ihrer Schönheit erblicken werde, lief sie der Ankommenden herzlich entgegen und sprach:

Vergangen ist der Sonne Glut,
Die Abendlüfte wehn,
Tu', Holde, ab den großen Hut
Und laß die Sterne sehn."

Bei den Spielen, die man, wie es damals üblich war, oft mit Reimen trieb, hatte sie keinen Meister. Man versuchte es aber gern, ihr so unmögliche Reime vorzuschreiben, daß auch sie mit nichts Vernünftigem mehr sie verbinden könnte. So gab man ihr einmal folgende kuriose Endreime auf: wollen, sollen, vollen, Kleid, gequollen, Möglichkeit, aufgeschwollen, niederrollen, zollen, Zeit.

Sie erkannte wohl, wozu man sie verleiten wollte, und fand doch schnell die rechte Antwort:

„Nicht immer will ich so, wie andre
Leute wollen,
Die nicht Gesetze geben sollen
Der Sappho, der Empfindungsvollen,
Die um den schönen Geist nicht trägt ein
schönes Kleid,
Der in den Adern ist ein Dichterquell
gequollen
Zu aller Lieder Möglichkeit,
Der hoch von Zärtlichkeit der Busen
aufgeschwollen,
Die aus den Augen oft läßt Tränen
niederrollen,
Dem Himmel ihren Dank zu zollen
Für diesen goldnen Teil in ihrer
Lebenszeit."

Das spürte man schnell: diese Frau mit dem treffenden Mutterwitz war ganz Herz, war voller Freude am Leben, nichts Krankhaftes, kein eitler Ehrgeiz trieb sie an. Freunde wollte sie sich gewinnen und gerne andern Freundin sein. Wie sie als Kind, als Mädchen nach Büchern hungerte, so war ihr die größte Freude nun in Berlin, an dem regen, geistigen Leben teilhaben zu dürfen.

Darum sah man sie überall gern. Wie keine andere Frau durfte sie sich ein freies Wort erlauben. Sie wünschte Aufrichtigkeit von ihren Freunden, aber sie verlangte auch, daß man ihre eigene Aufrichtigkeit nicht verdächtigte. Sie hat den Fürsten, die ihr Gutes taten, oft überschwengliche Danklieder geschrieben, aber die kamen auch alle aus ihrem Herzen, sie hat ebenso nicht unterlassen, stolz ihres

eigenen Wertes und Wesens sich zu zeigen, wo ihr Hoffart begegnete.

Sie vergaß es nicht, woher sie kam, aber sie verlangte erst recht viel von denen, die schon fast alles mit ihrer Geburt erhielten.

Wer die Bilder von ihr besah, der kann es auch denen noch ablesen. Die Karschin hat sich oft häßlich genannt. Ihre Tochter gab uns folgende Beschreibung ihres Äußeren: „Sie hatte einen wohlgeordneten, feinen Wuchs mittlerer Größe, schöne und dauernde Gesichtsfarbe, hellbraunes Haar, die schönste menschliche Stirn, welche jemals gesehn worden ist, auf welcher ganz das Licht ihres großen Geistes ausgebreitet lag: die strahlendsten, hellsten, sprechendsten blauen Augen, beständig rote Lippen und bei guter Laune herzlichen Frohsinn in den Mienen. Allein, wenn sie ihren Froschblick hatte, welcher die meiste Zeit in ihrem Gesichte herrschte, so war sie schwer auszuhalten, und man würde nicht mit ihr haben Umgang pflegen können, wenn ihre Gedanken und ihr Tun nicht leicht abzulenken gewesen wären. Die Augenlider zogen sich bei solchem Blick zusammen, das Auge wurde kleiner, und seine Strahlen schossen, gleichsam wie die Sonne in einem Brennpunkt, auf seinem Gegenstand zusammen. Es war ein verzehrender Blick; lenkte der Gedanke ihn ab, so sah er seitwärts und ging in eine lächelnde Bewegung des Mundes über. Hätte sie ihren Körper und ihr Mienenspiel in der Gewalt gehabt, so würde sie bis zu ihrem Tode beinahe für schön haben gelten können."

Sie stand jetzt, 1760, in ihrem 38. Lebensjahr. Nun so viel Glück über sie gekommen war, blühte sie nochmals auf. Es kam auch noch zu ihr das Geschenk einer sie ganz erfüllenden Liebe, die zwar nie, wie sie es gehofft hatte, erwidert wurde, die aber doch ihr Leben erhellte und ihr wenigstens die unerschütterliche Freundschaft des Mannes eintrug. Ihr verdanken wir auch die schönsten und lebendigsten Briefe, die je eine Frau außer Goethes Mutter und der Lieselotte von der Pfalz geschrieben hat. Fast alle anderen Briefe der Karschin sind verschollen; die an Gleim sind uns sämtlich erhalten geblieben. Wer in diesen über tausend Briefen im stillen Gleimhaus zu Halberstadt hat lesen dürfen, der erfährt aus diesen hinfliegenden, sich und den Tag und die Menschen verschenkenden Zeilen ihr ganzes Leben und sieht mit in ihr Jahrhundert, als wär' er dabei gewesen.

In diesen Briefen, die gar oft in Verse übergehen, finden sich auch viele ihrer schönsten Strophen. Die sind ihrer Mitwelt nie bekannt geworden; einige davon werden in diesem Buch zum ersten Male veröffentlicht. Im Gleimhaus zu Halberstadt sind uns auch alle die Briefe, die der Dichter sonst von seinen großen Zeitgenossen noch bekam, erhalten geblieben. Der seltene Schatz ist aber noch so gut wie unberührt. Vielleicht gibt dieses Buch den Anstoß dazu, diese Briefe und dann auch das Schrifttum des achtzehnten Jahrhunderts neben dem der überragenden Namen ernsthaft zu überprüfen. Dann würde man wohl auch Gleim gerechter werden können. Die Karschin, die ihn erst nur bewunderte, liebte ihn bald, als sie mit ihm in Berlin zusammentraf. Seiner Einladung nach Halberstadt folgte sie begeistert. Glückliche Wochen verbrachte sie dort, wenn sie auch nach kurzer Zeit schon erkennen mußte, daß ihr Gegenliebe versagt blieb. Sie war klug genug, sich doch wenigstens seine Freundschaft zu erhalten. Die blieb ihr über ihren Tod getreu.

Gleim war es auch, der mit Sulzer zusammen zum ersten Male ihre Gedichte als Buch herausgab. Sie brachten ihr einen großen, auch klingenden Erfolg. 2000 Taler konnte er ihr überweisen, ein Vermögen für damalige Zeit. Die Karschin aber, die nie dazu gekommen war, einen Groschen länger als einen Tag zu bewahren, wußte auch ebensowenig davon, wie schnell eine große Summe sich erschöpfen kann. Sie, die so oft Hilfe erflehen mußte, hatte auch am besten erfahren, was ein Freund in der Not bedeutet; so ließ sie nie mehr als einmal sich bitten, wenn sie helfen konnte. Dadurch ist sie auch in Berlin in die seltsamsten Verlegenheiten geraten. Auch hier mußte ihr Lied oft um Brot noch singen. Ihre immer hilfreiche Hand, ihre stets bereite Feder, wie ihr gütiges Herz wurden ausgenutzt. Nach der Heimat auch drang ihr Ruhm und die Sage von

ihren guten Tagen. Bittbriefe kamen, Verwandte zogen ihr nach. Darum mußte sie, die bisher bei Freunden lebte, einen eigenen Hausstand gründen. So sehen wir sie oft in Kammern, unter Dächern wohnen. Auch die Tochter fand sich wieder bei ihr ein, der Sohn kehrte zurück. Da mußte sie schon manchmal Schulden machen und dankbar wie früher sein, wenn ihre Freunde die größten Sorgen ihr abnahmen. Zu ihren besonderen Gönnern gehörten der Hofrat Stahl aus Berlin, der Domdechant Freiherr von Spiegel und die Grafen zu Stollberg-Wernigerode, die ihr gar eine Jahresrente aussetzten. Überdies hatten ihr die Gesänge auf Friedrich den Großen, die sie ja erst eigentlich berühmt gemacht hatten, auch die Gunst und Verehrung des preußischen Hofes eingebracht.

Der Herzog Friedrich von Braunschweig und der Herzog Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg sorgten für sie durch Geschenke und Jahresgehalt bis zu ihrem Tode. Die Königin und die Prinzessinnen ihrer Umgebung luden sie oft zu Gast, besuchten sie auch bisweilen, und es kam dahin, daß sich auch der König endlich für sie interessierte. Als sie für einige Zeit in Potsdam weilte und man ihn darauf aufmerksam machte, schlug für sie die Stunde ihres größten Triumphes. Friedrich der Große ließ sie nach Sanssouci kommen.

Von ihr selbst wollen wir das hören:

„Die fünfte Nachmittagsstunde des 11. August war diejenige, in der ich zum Marquis d'Argens gerufen wurde. Er und Herr von Katt, Vorleser des Königs, stellten mich vor. Ich stand im großen Marmorsaal, aus welchem vor etlichen Tagen die Prinzessinnen in den Vorhof tanzten: zehntausend Lampen erhellten den Saal. Hier stand ich und erwartete den Monarchen, den großen, welchen ganz Europa, welchen Indien kennen will. Das Herz klopfte mir in zwölf gewaltigen Schlägen hoch empor, doch gewann ich so viel Zeit, daß ich meine Lebensgeister, ehe der König die Tür aufmachte, noch ganz gut in Ordnung bringen konnte. Nun aber trat er herein:

Ist Sie die Poetin?

Ja, Ihro Majestät, man nennt mich so.

Sie ist doch aus Schlesien?

Ja, Ihro Majestät.

Wer war Ihr Vater?

Er war ein Brauer aus Schweidnitz beim weinreichen Grünberg.

Aus Schweidnitz? Gehört das nicht den Gräflichen?

Bei Lebzeiten meines Vaters war ein Herr von Kösserlitz der Eigentümer.

Aber wo ist Sie geboren?

Auf einer Meierei, wie Horaz eine gehabt hat.

Sie hatte, sagt man, niemals Unterweisung?

Niemals, Ihro Majestät, meine Erziehung war die schlechteste.

Durch wen aber ward Sie eine Poetin?

Durch die Natur und durch die Siege von Euer Majestät.

Wer aber lehrte Sie die Regeln?

Ich weiß von keinen Regeln.

Von keinen Regeln? Das ist nicht möglich. Sie muß doch das Metrum wissen.

Ja, Ihro Majestät, aber ich beobachte das Metrum nach dem Gehör und weiß ihm keinen Namen zu geben.

Wie denn kommt Sie mit der Sprache zurecht, wenn Sie sie nicht lernte?

Meine Muttersprache hab ich so ziemlich in der Gewalt.

Das glaub ich, was die Feinheit betrifft. Wie aber steht's mit der Grammatik?

Von der hab ich die Gnade, Euer Majestät zu versichern, daß ich nur kleine Fehler mache.

Man muß aber keine machen. (Er lächelte.) Was liest Sie denn?

Plutarchs Lebensbeschreibungen.

Wohl auch Poeten?

Ja, Ihro Majestät, zuweilen auch Dichter, den Gellert, den Haller, den Kleist, den Uz und alle unsere deutschen Dichter.

Aber liest sie nicht auch die alten? Man hat doch Übersetzungen.

Ein paar Gesänge des Homer von Bodmer übersetzt und den Horaz von Lange las ich.

Also den Horaz? Hat Sie auch einen Mann?

Ja, Ihro Majestät, aber er ist von Ihren Fahnen entlaufen, irrt in Polen umher, will wieder heiraten und bittet

mich um die Scheidung, die ich ihm verwillige, denn er versorgt mich nicht.

Hat Sie Kinder von ihm?

Eine Tochter.

Wo ist die?

Zu Berlin. Hofrat Stahl bezahlt für sie.

Ist sie schön?

Mittelmäßig, Ihro Majestät, sie hat keine schöne Mutter.

Diese Mutter war doch wohl einmal schön?

Ich bitte untertänigst um Vergebung, sie war niemals schön. Die Natur vergaß den äußeren Putz an ihr.

Wie wohnt Sie denn?

Oh, Ihro Majestät, sehr schlecht. Ich kann kein Haus bekommen in Berlin, und um Euer Majestät eine Idee zu machen von meiner Wohnung, muß ich bitten, eine Kammer in der Bastille zu Paris sich zu denken.

Aber wo wohnt Sie eigentlich?

Im alten Konsistorium, drei Treppen hoch, unterm Dach.

Wovon lebt Sie?

Von Geschenken meiner Freunde. Hofrat Stahl gibt mir sehr oft zu essen.

Wenn Sie Lieder in den Druck gibt, was gibt man Ihr für den Bogen?

Nicht viel, Ihro Majestät; ich ließ acht Lieder auf Ihren Triumph drucken.

Und was gab man Ihr?

Nur zwanzig Taler.

Zwanzig Taler? In Wahrheit, davon lebt man nicht lange. Ich will schon sehen, will sorgen für Sie.

Mit diesen Worten entließ mich der König. Ich taumelte den Saal hinaus, General Lentulus begegnete mir, ich weiß nicht, was ich ihm sagte."

Die frische und aufrechte Art der Karschin hatte dem König gefallen. Er sprach am nächsten Tage davon, ihr ein Haus bauen zu wollen und sie auch sonst durch eine kleine Rente zu versorgen. Das Glück der Dichterin kannte keine Grenzen; fort eilte sie, allen ihren Freunden in Berlin das mitzuteilen. Sie hat es dann sehr bedauern müssen, daß sie nicht noch in Potsdam blieb. Denn als der König wieder nach ihr schickte und dies vergebens geschah, war der günstigste Augenblick für sie verpaßt. Der König hatte nach den Kriegen Sorgen genug um sein Land, um seine Bauern und Soldaten; seine Kasse war arm, seine gute Laune für die Sängerin seines Ruhms, die ihr ein größeres Geschenk machen wollte, verflog wieder. Die Karschin bekam zwar mehrmals 50 Taler, aber vom Hausbau war nicht mehr die Rede. Jahre hindurch war sie voller Hoffnung, daß der König endlich doch sein Wort wahr machen werde. Ja, hätte der König nur seine deutschen Dichter gelesen! Aber selbst die Verse der Karschin hatten ihm erst ins Französische übersetzt werden müssen, nachdem man einen ganzen Abend über von der Dichterin gesprochen hatte. Danach erst ließ er sie zu sich kommen. „In ihren französischen Überröcken empfahlen sie dem Könige ihre deutsch gekleidete Schwester", sagte die Karschin von den übersetzten Gedichten.

Als sie den König nach langen Jahren an sein Versprechen erinnerte, schickte er ihr zwei Taler als Gnadengeschenk. Und nun wagte sie etwas, was sie fast noch berühmter machte als ihre Siegeslieder. „Statt einer Quittung" gab sie dem Boten die Verse, die im Fluge durch alle Länder kamen:

„Zwei Taler gibt kein großer König,
Und sie erhöhen nicht mein Glück.
Nein, sie erniedern mich ein wenig,
Drum send ich sie zurück!"

Friedrich dem Großen gewannen sie ein herzliches Lachen ab. Das imponierte ihm. Aber statt nun mit Großmut sich geschlagen zu geben, ging er wie auf einen Scherz nur ein und ließ ihr drei Taler senden. Auch dafür blieb sie ihm die Antwort nicht schuldig:

„Seine Majestät befahlen,
Mir, anstatt ein Haus zu baun,
Doch drei Taler auszuzahlen.
Der Monarchbefehl ward traun
Prompt und billig ausgerichtet,
Und zu Dank bin ich verpflichtet
Aber für drei Taler kann
Zu Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen,
Sonst bestellt ich ohne Grauen
Heut mir noch ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern übern Schmaus
Bei des abgehärmten alten
Magern Weibes Überrest,
Die der König darben läßt."

An ihrer Verehrung und Liebe für den großen König änderte das nichts. In einem Briefe, den sie bald danach an Gleim schreibt, sehen wir sie schon wieder ganz Feuer für den König: „Ich habe ihn vor zwei Tagen als Kommandeur vor seinen Soldaten gesehen, diesen geliebten König, so jugendlich munter, so leutselig, daß mein Geist vor ihm niederkniete in flammender Überzeugung. Wenn Sie ihn gesehen hätten, wie er dem Exerzieren seiner Soldaten immer voll Zufriedenheit die königliche Stirne zuneigte, sie freundlich wie ein Vater zurechtwies und zuletzt, indem sie vor ihm Marsch machten, den einen Krieger, der sich nicht gerade hielt, wie er dem seinen milden Stab so sanft an die belastete Schulter lehnte — ich hätte in dem Augenblicke der Soldat sein mögen, um ihm nur sagen zu können, wie ich's in dem Zurechtweiser fühlte, daß es Bilder, Statthalter Gottes gäbe. Und wie er dann wegritt, sein Haupt entblößte und mit dem Hut in der Hand durch sein Verbeugen alle Umstehenden zu Fürsten machte und sich nicht eher bedeckte, bis er allen vorüber war, da erschien er mir ganz der große Friedrich."

Wer die Zeit Friedrichs des Großen recht erkennen will, der muß die Briefe dieser Frau lesen, die viel bei Hofe war und doch mit allen Schichten der Berliner Bevölkerung in vertraute Berührung kam. Zu ihrem besonderen Glück gehörte auch ihre Erinnerung an die Lieblingsschwester des Königs, Amalia, bei der sie oft zu Besuch war, die auch zu ihr kam und Melodien zu den Arien der Karschin schrieb.

Dem Könige blieb sie schon allein darum dankbar, daß er sie durch den Empfang vor so vielen deutschen Dichtern ausgezeichnet hatte. Diese Gunst hatte ihr genug Neider geschaffen, in ihren früheren Freunden sogar, in Ramler besonders, der nun gern auf Verse hinwies, die ihr weniger gut gelangen. Er liebte es, an den Versen der anderen Dichter herumzuändern, so auch an ihren Strophen. Und wirklich hat sie sich von ihm verwirren lassen und so viel von ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt. Mit mythologischem Wust behängte sie ihre Gesänge, namentlich dann, wenn sie den Helden und Fürsten sang. Diese Gedichte auch waren es, die ihr nach ihrem Tode schadeten. Nicht so sehr ihre Natur- und Liebeslieder gab man heraus als vielmehr die Gedichte, die sie zu Dank und Lob gesungen. Man war dazu gezwungen, weil jeder, der das Buch schon im voraus bestellte, auch die an ihn gerichteten Verse darin sehen wollte.

Aber die Karschin befreite sich doch wieder von aller Bevormundung. Sie sah es ein: sie konnte nur singen, wie das Herz es ihr befahl. In der Zeit, da sie viel auf verständnislose Kritiker hörte, verstummte sie fast. „Meine Muse scheint entweder betäubt oder hinweggewichen zu sein. Ich fühle in mir allen möglichen guten Willen, aber diejenige schädliche Zagheit, die dem Krieger und dem Verliebten ihre Siege schwer oder unmöglich macht. Was eine Stunde nicht gibt, kann die andere bringen. Indessen ist mir ängstlicher zumute als einem Wettläufer, der anfängt, einiges Mißtrauen in seine Kräfte zu setzen."

Als sie sich endlich wiedergefunden hatte, nur ihrem Herzen vertraute, gelangen ihr auch gleich die glücklichsten Strophen.

Sie war bescheiden, aber diese Bescheidenheit war doch schon Stolz und erwuchs ihr aus ihrer Selbstsicherheit. Lob machte ihr Freude und ermunterte sie, aber sie lief ihm nicht nach. Welche Verse ihr weniger gelungen waren, wußte sie selbst am besten. So spricht sie von den gefangenen Lerchen und von sich:

„Oft senket ihr die grauen Flügel nieder,
Kamt in die Furchen, also trieb
Mich Nahrungskummer oft, daß ich zu kleine Lieder
Matt sang und an Unedle schrieb."

An anderer Stelle mag es sehr bescheiden klingen:

„Mein Verschen weiß nur deutsch zu gehen,
Wenn sein Vers nach dem Takt des Römers tanzen kann."

Sie aber weiß doch recht gut und ist stolz darauf, daß kaum einer so wie sie vom einfachen Volk verstanden wird, ohne die Bewunderung der Kenner einzubüßen.

„Der Krieger an dem Schild, der Hirt am
Stabe lauschet,
Sie weiß es selber nicht, wieviel sie
Herzen zwingt.“

Über den Unbestand des Ruhms läßt sie so sich hören:

„Sollt ich, von Stolz verblendet, glauben,
Daß mich einst loben wird die nach-
geborene Welt?
Sprich, Freundin, ob dir noch das Muster
von den Hauben
Der Ältermütter wohl gefällt?

Und doch sagt sie auch dies sehr bewußt:

„Ich mußte wie das Moos dem Glück
zum weichen Tritt,
Dem Toren zur Verachtung dienen.
Einst sterb ich. Doch mein Lied geht nicht
zum Grabe mit.“

„Ein ursprüngliches deutsches Genie“, so begrüßt sie Herder, „wenn man die Gedichte der Madam Karschin auch nur als Gemälde der Einbildungskraft betrachtet, so haben sie wegen der vielen originalen Züge mehr Verdienst um die Erweckung deutscher Genies als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt.“

Ihre Verse gehen nun schon ins Ausland, Maler wie Oeser und Chodowiecki halten ihre Züge fest, Lavater schreibt über sie: „Wahrlich, das Gesicht ist doch, man mag gegen die Schönheit einwenden, was man will, äußerst geistreich, und zwar nicht nur das ganz außerordentlich helle, funkelnde, teilnehmende Seherauge — auch die, wie man sagt, häßliche Nase! Besonders der Mund — wie auch alle das übrige Muskel- und Schattenspiel: nicht zu vergessen den ganzen Umriß von der Haarlocke auf der hohen männlichen Stirn an bis zum beinernen Kinn. Besonders in der Gegend zwischen der Nase und Unterlippe schwebt unbeschreiblich viel Geist. Die Poesie als Poesie scheint ihren Sitz in den Augen dieses Gesichtes zu haben. Sonst ist die ganze Form des Kopfes, wenigstens der Stirn und der Nase, mehr des kaltforschenden Denkers — und wer weiß — vielleicht hätte sie, die Karschin, noch mehr Philosophin als Dichterin werden können.“

Um sie besonders auszuzeichnen, beruft man sie in die Helmstedter Akademie. Gern geht sie ins Theater, sie hat ihren festen Platz dicht an der Bühne und versäumt kein neues Stück. Lessings „Minna von Barnhelm“ sieht sie dreimal, und für Goethe, seit sie den „Goetz“ gesehen, ist sie gleich Feuer und Flamme. Sie schreibt an die Dichter und ist glücklich über jede Zeile von ihnen. Mit Wieland und Klopstock, die in ihren Zeitschriften gern ihre Gedichte veröffentlichen, steht sie in Briefwechsel. Aber keiner erfüllt doch ihr Herz so — außer Gleim — wie Goethe.

In ihm erkennt sie sofort das alle überstrahlende Genie. Und auch er bittet sie immer wieder um ihre Verse, alles will er von ihr haben, was sie schrieb, selbst die kleinen Gelegenheitsverse und Stegreifgedichte. Ihr unverbildeter und eigenwilliger Gesang trifft sein Herz. Er läßt sie auch oft und gern an seinem Leben teilnehmen: „Ich treib mich auf dem Land herum, liebe Frau, um das Leid und Freud, was eben Gott jungen Herzen zu ihrem Teil gegeben hat, in freier Luft zu genießen. Neulich lief ich einmal in die Stadt, und Griesbach brachte mir Ihren Brief. Es machte mir herzliche Freude, daß Sie Ihre Feder so laufen ließen, und nun für Ihre Grüße und Freundlichkeit meinen Dank. Ich wollte, daß Ihre Tochter auch schrieb, wie und wann's ihr einkömmt; denn kein Spiegel ist das der Eitelkeit, was ein Brief der von wunderbaren Verhältnissen gedrängten Seele ist, wenn sie drin gleiche Stimmung horcht, und müde des ewigen Solo pausiert und dem freundlichen Mitspieler neue Wonne ablausch.

Schicken Sie mir doch auch manchmal was aus dem Stegreife, mir ist alles lieb und wert, was treu und stark aus dem Herzen kommt, mag's übrigens aussehen wie ein Igel oder wie ein Amor.“

Und Wieland schreibt ihr in einem langen Briefe: „Goethe, der König der Geister, der liebenswürdigste, größte und beste Menschensohn, den ich jemals sah, ist seit zehn Wochen bei uns und bleibt vielleicht noch lange. Er grüßt Sie, liebe Sappho. Ach, warum ist Weimar kein Athen, kein Smyrna oder sowas? Warum können wir Sie nicht zu uns rufen? Behalten Sie mein Andenken immer ein wenig lieb, ich ehre das Ihrige.“

Dankbar aus ganzem Herzen ist die Karschin für diese Zeichen der Verehrung, die sie sich als Hirtin in ihren kühnsten Träumen nicht erhoffen konnte. Nun darf sie nicht nur Bücher lesen, soviel sie will, nun kommt sie mit den Dichtern gar selbst zusammen und wird in ihrem Kreis froh als Dichterin gegrüßt. Und daß sie diesen Goethe noch erleben durfte! „Welch ein Unterschied", schreibt sie nach der Lektüre eines neuen Schauspiels, „wenn man Goethes Spiel (Stella) dagegen überdenkt. Da ist lauter Leben, Geist, Seele, lauter Interesse, man schwebt mitten unter den handelnden Personen, fühlt jeden Ausruf, jeden Schmerz, jedes Entzücken ganz und freut sich über den Ausgang, weil man zuerst davor zitterte. Hab ich nicht recht, bester Gleim? Oh, die Natur gab uns nur einen Goethe. Wielands Lobspruch, wenn er's gleich scheint, ist nicht übertrieben. Ich schreibe mit nächster Post an Wieland und Goethe."

Und dann geschieht es, daß Goethe nach Berlin kommt! „Ich hörte sein Hiersein, als er 24 Stunden zu Berlin, denn der Bruder vom Fürsten von Dessau wohnt nicht weit von mir in einem bekannten Hause. Ich ging Tages darauf in das Logis des fremden Prinzen, ich wollte Goethe überfallen. Er war ausgegangen, und ich schrieb am andern Morgen wider meine Gewohnheit in halb drolligem Ton an ihn:

„Schön guten Morgen, Herr Doktor Goeth,
Euch hab ich gestern grüßen wollen,
Es ist wider das Weiberetikett,
Ich hätt's von Euch erwarten sollen,
Daß Ihr, wie sich's gebührt und ziemt,
Mich aufgesucht und mich gegrüßet.
Ihr aber seid gar weltberühmt,
's war möglich, daß Ihr's bleiben ließet.
Ihr seid des Herzogs Spießgesell,
Habt mehr zu tun und mehr zu schaffen,
Als mit Eurem Auge groß und hell
Nach einem alten Weib zu gaffen.
Drum sprang ich übers Zeremoniell
Hinweg mit Leichtmut und mit Lachen,
Zog mir mein Festtagskleidchen an
Und ging, Euch meinen Knix zu machen,
So tief ich immer kann, mit dorfgebore-
Ich ging umsonst, Ihr wart [nem Knie,
Schon fort in aller Früh."

Dies schien ihm gefallen zu haben, mehr, als wenn ich ihm viel Hohes vorgesagt hätte!"

Ja, er hat die Verse noch gleich aus Berlin an Frau von Stein geschickt. Und die Karschin hat er dann auch sofort besucht. Ihre Tochter hat es Gleim mitgeteilt, wie er kam: „Wenn Sie ihn hätten sehen unerwartet in unsere Tür treten, mit den Augen meine Mutter suchen, mit seinen Augen, ach, unaussprechlich war die Szene! Das weiß ich, daß in seinen großen hellen Augen der ganze Goethe strahlte, nicht der flammende, zugreifende, ungenügsame Goethe; der, welcher Lotten Brot schneiden sahe, der war's ungefähr, nur daß sein Mund stumm blieb und Goethe selbst ohne Verbeugung beim Eintritt, beim Umarmen und einigen Wendungen bis zum Sitze, darin meine Mutter die erste Frage an ihn tat. Ich hätte gar zu gerne die Hand auf seine linke Brust gelegt, ob mir sein Herz auch das geschlagen hätte, was sein seraphgleiches Stummsein verkündigte, aber der Mensch wirft so viel Respekt aus seinen Augen, daß ich mich kaum traute, in seiner Gegenwart zu bleiben."

Von der Karschin erfahren wir, daß er nur bei ihr, Chodowiecki und zwei, drei Freunden war. „Uns gefiel er gut, aber die andern Herren sind gar nicht zufrieden mit ihm, er machte keinem Dichter die Kur. Hatte Sonntags schon kommen wollen, Andrae aber sagte ihm, daß ich doch nicht zu finden wäre, schon in der Kirche sein möchte. Also blieb's. Er ist eines Tages bei einem Baron auf'm Konzert gewesen, und da hat ihn die ganze Versammlung sehr stolz gefunden, weil er nicht Bückerling und Handkuß verteilte. Man spricht, daß ihn der Kaiser baronisieren wird und daß er alsdann eine Gemahlin aus noblem Hause bekommt. Ich frug ihn, ob er nicht auch das Vergnügen haben wolle, Vater zu sein. Er schien's nicht weit von sich zu werfen. Er ist ein großer Kinderfreund, und eben dieser Zug läßt mich hoffen, daß er auch ein guter Ehemann werden wird und sicherlich noch ein recht guter Mensch, der's einmal bereuet, was in seinen Werken etwa anstößig gewesen ist. Vielleicht kommt er bald mit seinem Herzog allein auf längere Zeit her. Beim Abschied ließ

er sich sowas verlauten. Ich gab ihm ein paar frische Rosen, und geschwind hub er einen Strohhalm von der Erde auf, band damit die Rosen zusammen und steckte sie sich an den Hut. Er liebt die freimütigen offenherzigen Leute und mag's gern haben, wenn er geliebt wird. Das gefällt ihm besser als hohes Lob. Wieder ein Merkmal eines gutartigen Gemüts. Er scheint übrigens zum Hypochonder gebauet zu sein, ist kein Wunder, das sind alle guten Köpfe."

Zu dieser Zeit war die Karschin schon Großmutter. Ihre Tochter Caroline hatte sich jung mit dem Oheim Hempel, dem Stiefbruder der Dichterin, verheiratet. Es wurde keine glückliche Ehe. Die Karschin hat sehr darunter gelitten. Auch als die Tochter ein zweites Mal, und zwar mit einem viel jüngeren Manne, einem Baron von Klencke, der ohne sie nicht leben zu können meinte, die Ehe einging, wurde sie nicht glücklicher. Caroline von Klencke war ebenfalls Schriftstellerin, verdankte der Mutter viel, hat ihr das aber in deren Alter wenig vergolten. Die Frauen sahen sich später kaum noch; erst als die Dichterin starb, kam auf ihre Bitten die Tochter zu ihr, versöhnte sich mit ihr und pflegte sie. Sie hat der Mutter in ihrer Lebensbeschreibung ein schönes und herzliches Denkmal gesetzt.

Wie sie stets allen half, die sie in Not sah, so hat die Karschin erst recht alles getan, um ihre Kinder glücklich zu sehen. Der Sohn hätte gern studiert, es fehlte aber an den Mitteln dazu, auch war die Mutter von seinen Fähigkeiten nicht überzeugt genug. Das hat wohl den Ausschlag gegeben. Sie gab ihn zu einem Gärtner in die Lehre, später ist er aus eigener Kraft in Ruppin Lehrer geworden und war beliebt in seinem Wirkungskreise.

Mit besonderer Liebe hing die Dichterin an einem ihrer Enkel. Er brachte die Bücher ins Haus, zu denen ihr Onkel in Tirschtiegel sie hatte führen wollen, den Ovid und Horaz, Anakreon, Pindar und die Verse der Sappho. Nun las er ihr in den Ursprachen vor, was sie aus Übersetzungen nur kannte. Hätte sie Latein und Griechisch lernen können! So hörte sie, ach, nur den Klang der Worte, nur die Musik der Verse. Sie saß und lauschte, voll Glück über den Gesang, voll Trauer, daß ihr diese Welt verschlossen blieb.

Diese Trauer war so groß, daß sie noch in Versen an die verstorbene Mutter sich beklagte, wieviel sie ihr genommen, als sie sie dem Oheim entriß.

Sie dachte, je älter sie wurde, mit immer größerer Sehnsucht an die Heimat im Osten, an die Wälder und Seen, an die Wiesen, auf denen sie mit dem Hirten so glücklich war. In dem alten Hause lebte noch eine ihrer Schwestern, Eleonore Borngräber. Die schrieb bisweilen an sie und wünschte die Schwester noch einmal zu sehen. Gern wäre die Karschin dieser Stimme gefolgt, wenn sie ihr eigener Hausstand nicht an Berlin gefesselt hätte. Um so froher war sie dann, als sie der Heimat ihre Liebe dadurch beweisen konnte, daß sie für den Kirchbau sammelte und bat. Ohne sie hätte die arme Gemeinde das Haus nicht errichten können. Nun wurde es schöner als man es je hoffen durfte. Auch einige bedeutende Gemälde schickte die Karschin und endlich selbst die Glocken, um die es ihr so sehr zu tun war. Wenn sie läuten, so bin ich bei ihnen, dachte sie getröstet.

Sie war eine Frau mit starkem Gottvertrauen, nie frömmelnd. Die Verse über das Gebet im „Schlesischen Bauerngespräch" sagen uns am besten, wie ihr Glaube war:

Der Bauer meint es so: „Ich sprech
a Morgensegen
So kurz, als möglich is, denn unsers
Herrgotts wegen
Verwendt man nich viel Zeit. Verzeih
mir's Gott, wir sein
Zum Flegel nich gemacht und nich zu
Pichelein.
Doch is ihm auch vielleicht das kurze
Stoßgebete
Wohl angenehmer noch, als wenn ich
heilig täte,
Als wie der Städter tut, der's Auge wie
a Kalb
Im Kopfe rümmer dreht und doch sei
Harze halb
An seinen Wucher hängt und halb an die
Dukaten;
Wir Bauersleute tun, was unsre Väter
taten.

Wir beten kurz und gut und gehn zur
Arbeit hin:
Du kannst mir's gläuben, wenn ich in der
Scheune bin
Und nu den Flegel so mit beiden Armen
schwenke,
Daß ich bei jedem Schlag an' lieben Gott
gedenke."

Wenn wir uns des Briefes an ihren Mann im Felde erinnern, und wenn wir das Schlesische Bauerngespräch ganz lesen, so will es uns scheinen, als sei beides geradezu für unsere Zeit geschrieben. Und vielleicht ist auch unsere Zeit erst fähig, die Karschin ganz als die Kraft zu erkennen, die sie war: eine Bahnbrecherin des Natürlichen.

Darum auch hat sie sich in Berlin so nach einem eigenen Haus gesehnt, nach einer Heimat in der großen Stadt. Wenn ihre Freunde glaubten, sie könne es doch gar nicht besser haben, als ohne Sorgen reihum bei ihnen zu wohnen, die Karschin war die echte Mutter doch, die alle ihres Blutes um sich haben wollte, und mußte sie schon in der „Bastille" wohnen.

Friedrich der Große starb, ohne ihr sein Versprechen zu erfüllen. Bis zu seinem Tode hatte sie noch gehofft, er würde sein Wort wahr machen; vergebens. Aber gerade nun, da sie alle ihre Hoffnungen begrub, gefiel sich das Glück in einer besonderen Laune. Friedrich Wilhelm II. erklärte, daß er für alle Schulden seines Vorgängers aufkommen wolle. Freunde ermunterten die Karschin, den König daran zu erinnern, daß auch ihr Friedrich der Große noch etwas schulde, das Haus, das er ihr versprochen. Sie schrieb es in schalkhaften Versen, eine der Prinzessinnen steckte dem König in einer seiner besten Stunden die Bittschrift zu. Er kannte ja die Geschichte. Der ewige Wunsch der Karschin, ihre Treue und Ausdauer rührten ihn. In den nächsten Tagen schon lief die Nachricht vom Geschenk eines Musenhauses an die Dichterin durch die Zeitungen.

Wie der Karschin selbst die Freudennachricht überbracht wurde, beschrieb uns ihre Enkelin, die Schriftstellerin Helmina von Chezy: „Die Karschin wurde durch einen Diener des Oberhofbuchdruckers Decker eingeladen, ein wenig zu ihm herüberzukommen. Dies war schon oft geschehen. Die Karschin glaubte, man wolle ihr ein Gedicht auftragen und eilte in ihrer Hauskleidung am Arm des Bedienten in Deckers nahegelegene Wohnung. Sie erstaunte, als die Flügeltüren des Gesellschaftssaales aufflogen und Decker sie auf das Sofa führte. Aus dem Kreise einer großen glänzenden Gesellschaft trat ein stattlicher Herr in schwarzsammetnem Kleide, woran ein Kreuz befestigt flimmerte, ihr entgegen und rief ihr zu:

Freu dich, Deutschlands Dichterin,
Freu dich hoch in deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen dir!

Es war der Staatsminister von Wöllner, welcher durch diese sinnreiche und liebevolle Weise, der Dichterin ihr Glück anzukündigen, der Huld des Königs einen noch höheren Wert verlieh. Freudematt kam sie nach ihrer Wohnung zurück."

Am Kanal am Haakschen Markt wurde ihr Haus gebaut. Es ist heut noch erhalten und steht in der Neuen Promenade mit der Hausnummer 5, ein kleines, dreistöckiges Haus, an dem einige Geniusköpfe mit Flügeln die Musen beschwören sollten.

„Ein Haus, ein Haus ward mir gegründet!" So jubelte die Dichterin in alle Lande wie einst Walter von der Vogelweide sein: „Ich habe mein Lehen! Alle Welt, ich hab mein Lehen!"

Nichts als das Haus erfüllt nun ihren Sinn. Kaum ist es aufgerichtet, noch ist es nicht völlig ausgetrocknet, da bezieht sie es schon, gegen alle Ratschläge ihrer Freunde, sie kann nicht länger darauf warten.

Alle, die sie kennen, müssen sie besuchen kommen, um ihr Glück ganz zu begreifen. Sie ist voller Jubel und Dankbarkeit.

Lange ist es ihr nicht vergönnt, sich des Besitzes zu erfreun. Wie man es ihr vorausgesagt hatte, bekommt ihr die noch feuchte Wohnung nicht, sie erkrankt und kann sich von dieser Krankheit nicht mehr erholen. Sie fühlt, daß sie sterben soll. Auch ihre Freunde sehen den Verfall. Helmina von Chezy erzählt uns, wie auch der Hof ihr noch einmal danken wollte: „Graf von Schmettau lud sie in einigen verbindlichen Zeilen zum Früh-

stück im ‚Hofjäger' im Tiergarten ein, wo die ganze Prinz Ferdinandsche Familie sich versammelt hatte, die Dichterin zu empfangen. Sie kam bleich mit schwankenden Schritten. Prinzessin Luise eilte ihr entgegen und unterstützte sie. Ihre schönen blauen Augen füllten sich mit Tränen. Prinz Ferdinand, der Bruder und Waffengefährte Friedrichs II., saß der Karschin gegenüber. Zu ihrer Rechten saß des Prinzen Gemahlin, zu ihrer Linken Prinzessin Luise, späterhin Fürstin Radziwill, deren schöne Hand ihr selbst vorlegte. Sie wußten alle, daß die Tage der Dichterin gezählt waren. Sie alle wollten ihr noch ihre Verehrung und Liebe auf das innigste bezeigen. Graf von Schmettau lenkte das Gespräch auf Friedrich II. und bat die Karschin, ihm die Grille zu verzeihn, die diesen großen Monarchen verhindert hatte, die Karschin glücklich zu machen, da er doch ihre Verdienste anerkannt und ihre Treue gewürdigt hätte. Prinzessin Ferdinand zeigte auf ihre blühenden Söhne und sagte der Dichterin mit feuchtem Blick: ‚An den Grüften Ihrer Brüder haben Sie mir Trostesworte eingehaucht, mögen Sie einst in späteren Jahren so auch meine Freude an den noch lebenden Söhnen verschönen!' Auf ihren Wink nahten sich die Prinzen der Dichterin, ergriffen ihre bebenden Hände und berührten sie mit ihren Lippen. Das Gespräch wurde immer lebhafter, alle schönen Erinnerungen der Dichterin wurden gefeiert. Wünsche für die Dauer ihres Lebens, für die Wiederkehr ihrer Kräfte klangen von den Lippen der Anwesenden. Zu mächtig wirkten die Gefühle an diesem Morgen auf sie. Fast entseelt wurde sie in den Wagen getragen."

Nach dieser schönen Ehrung, die der einstigen Hirtin von dem Bruder Friedrichs des Großen und seiner Familie zuteil wurde, flammte ihr Lebenswille wieder mächtig auf; die Heimat wollte sie noch einmal sehn und ihren Lieblingsenkel, der in Frankfurt an der Oder studierte.

So bestieg sie noch einmal den Reisewagen, der sie dahin zurücktragen sollte, woher sie gekommen war. Aber sie gelangte nur noch bis Frankfurt. Hier warf sie das Fieber nieder. Sie glaubte, hier sterben zu müssen. Als es ihr einmal besser ging, besuchte sie den Friedhof und das Grab Ewalds von Kleist. Neben ihm wollte sie ruhn. Sie kam doch noch nach Berlin zurück. Aber nur, um in ihrem Hause auf den Tod zu warten. Einige Tage später, am 12. Oktober 1791, schlief sie ein. Auf dem Sophienfriedhof wurde sie begraben. An der Kapelle, ihrem Grabe gegenüber, setzte ihr Gleim das letzte Denkmal seiner Freundschaft. Auf einer Tafel steht zu lesen:

„Hier ruht Anna Luise Karschin.
Kennst du, Wanderer, sie nicht,
So lerne sie kennen."

Der Liebhaberhut

In einer weltbekannten Stadt,
Die rare Kaufmannswaren
und wunderschöne Weiber hat,
Kam schnell ein Mann gefahren,
Eh sich's sein Weibchen vorgestellt,
Und voller Furcht und Schrecken
Entwich ihr junger Liebesheld;
Ach, aber zum Entdecken
Der Heimlichkeit gab's viel Gefahr,
Weil er, zu sehr getrieben,
Rasch aus dem Fenster sprang, so war
Sein Hut noch dageblieben,
Lag auf dem Tischchen unverhüllt,
Viel Argwohn zu erregen,
Doch sie, mit Weiberlist erfüllt,
Springt schlau dem Mann entgegen
Und ruft: Willkommen, süßer Mann!
Du sollst den Hut probieren,
Ein Trödelweib bot ihn mir an;
Er ist mit goldnen Schnüren
Reich eingefaßt und noch ganz neu,
Und ward aus Not vergeudet. —
Dem Mann gefällt die Schmeichelei,

Er küßt das Weib und leidet,
Daß sie auf sein Tuppé den Hut
Im Puderhaare drücket,
Ruft selber aus: er läßt mir gut!
Und dankt ihr halb entzücket,
Indem sein Aug im Spiegel begafft
Den Zierat seines Kopfes,
Den sie ihm heimlich angeschafft. —
Sie lacht des armen Tropfes
Sehr oft auf ihres Lieblings Schoß
Und spricht mit losem Mute:
Mein Schatz, wir kamen wohlfeil los
Mit dem vergessnen Hute.

Anna Luise Karschin

Morgengedanken

Schön ist der Morgen, schön die trunkne Flur,
Von Gottes Wolken gestern überströmt
Und heute früh von seiner Sonne Glanz
Mit Blumenschöpferblicken angelacht —
Die Rose drang aus grüner Knospe leicht,
Wie mein Gedank aus diesem Herzen dringt,
Aus dieser neuerweckten Seele steigt
Zu dem, der mich wie Blumen werden ließ,
Verwelken und zu Staube werden läßt,
Wenn eine mir bestimmte Stunde kömmt.
Ich preise dich, wie dich der Vogel preist,
Der unter deinem niedern Himmel schwebt,
Ich danke dir, wie dir die Grille dankt,
Die kummerfrei von Halm zu Halme hüpft
Im manneshoch heraufgewachsenen Korn.
Ich bitte dich mit aller Flehekraft,
Die du den Menschen eingegossen hast:
Erhalte mir mein immerfrohes Herz
Voll Zuversicht auf deine Vaterhuld,
Bewahre mich vor Lebensüberdruß,
Laß mich im Alter noch das Tageslicht
Mit diesem Auge trinken, welches dich
In deinen Werken wie im Spiegel sieht,
Und wie mein Auge schütze meinen Freund.

Anna Luise Karschin

Walter Recke

Der deutsche Zusammenbruch in Warschau

Der 11. November 1918 – Pilsudski und der deutsche Soldatenrat

Die Republik Polen hat bekanntlich zwei staatliche Feiertage: den 3. Mai und den 11. November. Die Feier des 3. Mai soll die Erinnerung an die Verkündigung der durch den vierjährigen Reichstag der Jahre 1788—1791 geschaffenen Verfassung wachhalten, die dem vom Untergang bedrohten Staate die Grundlagen zu neuem Leben zu bieten schien. Die Bedeutung des 11. November kann nicht so einfach formuliert werden. Als vor einigen Jahren das Pilsudski-Regime den 11. November zum zweiten Staatsfeiertag erklärte, entbrannte in der öffentlichen Meinung Polens ein Kampf, der von den beiden politischen Hauptgruppen in Polen, den Anhängern Pilsudskis auf der einen und den Anhängern Roman Dmowskis auf der anderen Seite mit großer Erbitterung geführt wurde. Es handelte sich um die Deutung des 11. November 1918, der von den Anhängern Pilsudskis als der eigentliche Geburtstag des gegenwärtigen polnischen Staates erklärt wurde, während die Anhänger Dmowskis behaupteten, daß als Geburtstag des polnischen Staates entweder der 18. Januar 1919 zu gelten habe, als der Tag, da Dmowski zum ersten Male vor der Friedenskonferenz als Vertreter des polnischen Staates erschienen sei, oder noch besser der 28. Juni 1919, da Polen als Signatar des Versailler Traktates zum ersten Male als allgemein anerkannter europäischer Staat aufgetreten sei.

In den ersten Jahren nach der Einführung des 11. November boykottierten die Nationaldemokraten, die Anhänger Dmowskis, diesen staatlichen Feiertag, indem sie in ihrer Presse überhaupt nicht von ihm Notiz nahmen. In den letzten Jahren haben sie eine andere Taktik eingeschlagen. Auch die Nationaldemokraten feiern jetzt den 11. November durch Festartikel in ihrer Presse. Aber diese Artikel erwähnen mit keinem Worte Pilsudski, sondern feiern den 11. November als den Waffenstillstandstag, als den Tag, der den Niederbruch der gewaltigen deutschen Militärmacht vor aller Welt offenkundig dargetan und Dmowski den Weg zu der Verwirklichung seiner staatlichen Pläne freigegeben habe. Und während die Zeitungen des Regierungslagers ihre Festnummern mit dem Bilde Pilsudskis schmücken, bringen die Zeitungen der nationaldemokratischen Opposition das Bild Dmowskis. Besonders kennzeichnend war am letzten 11. November die Haltung der beiden führenden Oppositionsblätter: des in Posen erscheinenden „Kurjer Poznański" und des in Thorn erscheinenden „Słowo Pomorski". Während die dritte Nationaldemokratische Zeitung, der Warschauer „Warszawski Dziennik Narodowy", in ihrem Festartikel nur allgemein die Verdienste Dmowskis um die Wiederaufrichtung des polnischen Staates betonte, brachten die beiden genannten Zeitungen Festartikel, in denen der 11. November als der Tag der endgültigen Niederlage Deutschlands gefeiert wurde. Und der Verfasser des Artikels im „Kurjer Poznański", der Chefredakteur Marjan Seyda, unterstrich zum Schluß noch das „Gefühl tiefster Dankbarkeit gegenüber den alliierten Nationen, deren Blutopfer uns die Erringung der Vereinigung und Unabhängigkeit möglich gemacht hat". Noch weiter ging die Thorner nationaldemokratische Zeitung, indem sie erklärte, der Waffenstillstand sei der Ausdruck des Sieges der Alliierten. Und die Krönung dieses Sieges sei die Demütigung Deutschlands durch den Traktat von Versailles gewesen, auf dem auch die Unterschrift Dmowskis stehe. Die polnische Politik habe: „die Zertrümmerung Deutschlands als grundlegende Voraussetzung für die Erlangung einer wirklichen Unabhängigkeit Polens angesehen",

und damals, vor 20 Jahren, sei „das gerechte Urteil Gottes in Erfüllung gegangen".

Die nationaldemokratische Opposition hat also in geschickter Weise verstanden, den Staatsfeiertag des 11. November ihren Zwecken dienstbar zu machen. Die Regierungspresse war darüber empört, und die amtliche Zeitung des Thorner Wojewoden, die in Danzig als Kopfblatt erscheinende „Gazeta Gdańska", wandte sich in ihrer Nummer vom 12./13. November 1938 gegen diese Verherrlichung des Traktats von Versailles, von dem „nicht einmal ein Fetzen mehr übriggeblieben sei".

Ähnlich deutsch-feindliche Töne wie in der nationaldemokratischen Presse konnte man in den Blättern des Regierungslagers nur selten finden. Hier wurde die entschlossene Tat Pilsudskis gefeiert, nämlich daß er mitten im Chaos, das er bei seiner Rückkehr in Warschau am 10. November 1918 vorfand, mit entschlossener Hand die Fundamente für den neuen polnischen Staat gelegt habe. Pilsudski habe der schon durch die Soldatenräte unterminierten deutschen Herrschaft im Generalgouvernement Warschau den letzten Stoß versetzt, am 11. November die oberste Militärgewalt ergriffen, dadurch das Land vor gefährlichen Unruhen, vielleicht sogar vor einem bolschewistischen Umsturz bewahrt und durch sein energisches Eingreifen und seinen Großmut den deutschen Soldaten und Beamten die ungehinderte und ungefährdete Rückkehr in die Heimat ermöglicht.

Aus den auf die Festartikel folgenden einzelnen Aufsätzen konnte man aber doch schon in den letzten Jahren ein anderes Bild gewinnen. Nämlich, daß dieser Sturz der deutschen Okkupationsverwaltung am 11. November 1918 als Krönung einer von langer Hand vorbereiteten antideutschen Aktion anzusehen ist. Auch von polnischer Seite wird offen zugegeben, daß die deutsche Okkupationsverwaltung nicht unmittelbar infolge der Berliner Ereignisse zusammengebrochen ist, sondern daß ihre Fundamente in systematischer Arbeit unterhöhlt und schließlich zum Zusammenbruch gebracht worden sind durch eine geheime Militär-Verschwörung: die polnische Militärorganisation (Polska Organizacja Wojskowa; abgekürzt in der Literatur allgemein bekannt als P.O.W.).

Diese Feststellung erscheint zunächst befremdend, wenn man bedenkt, daß die P.O.W. ihren Ursprung in den gleichen Kreisen gehabt hat, aus denen die Legionen hervorgegangen sind, die unter der Führung von Pilsudski in den Jahren 1914—1916 an der Seite der Zentralmächte gegen Rußland gekämpft haben. Man kann oft lesen, daß die Legionen erst dann zu Gegnern der Zentralmächte, und besonders Deutschlands, geworden seien, als sie erkannt hätten, daß es den Zentralmächten nicht Ernst mit der Schaffung eines polnischen Staates gewesen sei. Jetzt erst sei aus den Kreisen der Legionen die anti-deutsch und anti-österreichisch eingestellte Geheime Militär-Organisation entstanden. Diese Behauptungen finden ihre schlagende Widerlegung durch eine im Jahre 1930 erschienene amtliche polnische Publikation, an welcher Männer, die in der P.O.W. an leitender Stelle standen, mitgearbeitet haben [1]). Besonders aufschlußreich sind die Ausführungen des Obersten Adam Koc, der in den Jahren 1936 und 1937 als Vertrauensmann des Marschall Rydz-Smigly eine bedeutende Rolle gespielt hat und vor wenigen Tagen in den polnischen Senat gewählt worden ist.

Koc hat mit Recht betont, daß er als der eigentliche Schöpfer der P.O.W. zu gelten hat. Schon im August 1914, unmittelbar nach Ausbruch des Weltkrieges, schloß er in Warschau Angehörige der Schützenverbände und -Gefolgschaften zu einer geheimen Organisation zusammen, der er den von da ab geltenden Namen gab. Diese Organisation erhielt ihre eigentliche Aufgabe ein Jahr später, als die Russen ganz Kongreßpolen verlassen hatten und als an die Stelle der russischen Herrschaft die deutsche und österreichische Okkupations-Verwaltung getreten waren. Es ist bemerkenswert, daß schon wenige Tage nach der Befreiung Warschaus von der russischen Herrschaft Pilsudski seiner Politik eine antideutsche Einstellung gab. Schon am 16. August 1915 erklärte Pilsudski in Warschau im vertrauten Kreise seiner Mitarbeiter: „Heute sind die Deutschen in Polen an die Stelle der Russen getreten — wir müssen uns jetzt den Deutschen entgegenstellen." Diese Aufgabe wurde der P.O.W. übertragen, die im geheimen nun

[1]) Die polnische Militär-Organisation. Skizzen und Erinnerungen. Unter der Redaktion von Julian Stachiewicz und Waclaw Lipiński. Warschau 1930. Verlag des Instituts zur Erforschung der neuesten Geschichte Polens. (Polnisch.)

ihre gegen Deutschland gerichtete Arbeit begann, während nach außen hin noch für mindestens ein Jahr der Schein des Zusammengehens mit den Zentralmächten aufrechterhalten wurde. Der langjährige Schriftleiter der polnischen Militärzeitung „Polska Zbrojna", Generalstabsoberstleutnant Adam Rudnicki, hat die Doppelzüngigkeit dieser Politik offen zugegeben, indem er erklärte: „Taktische Erfordernisse ... schufen die Notwendigkeit, die P.O.W. in ein äußeres Gewand zu kleiden, das bis zu einem bestimmten Zeitraum gewisse Illusionen schuf. Dieses Gewand wurde schon in der ersten Hälfte des Jahres 1917 abgeworfen. Und jetzt beginnt der Zeitraum nicht nur der gegen die Zentralmächte gerichteten Losungen, die schon von Anfang an im engen Kreise der P.O.W. erschollen waren, sondern auch der Zeitraum entschlossener Handlungen — des Kampfes."

Diese nach den Angaben Rudnickis von der P.O.W. bewußt wachgehaltenen „Illusionen" sind eine der wichtigsten Voraussetzungen für die deutsche Fehllösung des polnischen Problems, die Proklamation des Königsreichs Polen am 5. November 1916, gewesen.

Während so Pilsudski Mitte August aus dem einen Teil der in Warschau vorgefundenen P.O.W. ein kriegsstarkes Bataillon aufstellt und in die Legionenfront am Stochod einreiht, läßt er den Rest in Warschau zurückhalten, weil er aus ihm eine neue nur ihm unterstehende geheime militärische Formation schaffen will, die in allem den Legionen gleichsteht, nur nicht deren Uniform trägt. Pilsudski geht jetzt noch einen Schritt weiter, indem er im Herbst 1915 anordnet, daß die Werbung für die Legionen eingestellt werden soll und alle verfügbaren Kräfte der P.O.W. zugeführt werden. Jetzt erhält die P.O.W ihren eigentlichen Charakter, den einer getarnten und unterirdisch vorgehenden Kampftruppe. Und damit diese Arbeit ganz in seinem Sinne organisiert wird, kommandiert Pilsudski einen seiner tüchtigsten Mitarbeiter, den er schon am 6. August 1914 als Führer der ersten Legionen-Abteilung ins russische Gebiet gesandt hatte, von der Stochodfront nach Warschau ab. Das war der Hauptmann Thadäus Kasprzycki, der heutige polnische Kriegsminister. Seit dem Herbst 1915 überzieht die P.O.W. mit ihrer geheimen Organisation nicht nur das gesamte Gebiet der deutschen und österreichischen Okkupationsverwaltung, sondern spannt auch ihre Fäden nach Posen, Galizien und der Ukraine. Die P.O.W. ist es auch gewesen, die nach dem 5. November 1916 die Werbeaktion für ein polnisches Heer, das in engem Anschluß an die Zentralmächte kämpfen sollte, mit allen Mitteln verhinderte.

Und als dann im Juli 1917 die Legionen auf Befehl Pilsudski sich weigerten, dem deutschen und österreichischen Kaiser den Eid der Treue zu leisten, wurden sie aufgelöst. Die ehemaligen russischen Untertanen kamen ins Gefangenenlager, die österreichisch-ungarischen Untertanen wurden an die italienische Front geschickt. Schließlich spitzten sich die Beziehungen zwischen der Führung der Legionen und den Okkupationsmächten derart zu, daß Pilsudski und sein Stabschef, Oberst S o s n k o w s k i, am 22. Juli 1917 verhaftet und über Danzig nach Magdeburg auf die Festung gebracht wurden. Im Anschluß daran begannen die deutschen Okkupationsbehörden mit scharfen Maßnahmen gegen die P.O.W. Eine große Zahl von Mitgliedern wurde verhaftet, u. a. der spätere Ministerpräsident S ł a w e k und der gegenwärtige Präsident der Landwirtschaftsbank General G ó r e c k i.

Die Legionen waren nun zerschlagen, und auch ihre geheime Parallel-Organisation, die P.O.W. schien zur Wirkungslosigkeit verurteilt zu sein. Bald aber gewann die P.O.W. ihren alten Kampfgeist wieder, und jetzt wurde die gegen Deutschland gerichtete unterirdische Arbeit mit aller Systematik organisiert. Das Kommando über die P.O.W. übernahm nunmehr der im Range drittälteste Offizier der Legionen. Das war der Oberst R y d z - S m i g ł y, der heutige Marschall Polens. Rydz-Smigly schlug sein Hauptqartier in Krakau auf dem Wawel in der Wohnung des Malers Szyszko-Bohusz auf. Ihm zur Seite stand als Stabschef der als General vor einigen Jahren verstorbene Juljan Stachiewicz, der Bruder des gegenwärtigen Generalstabschefs des polnischen Heeres.

Neben Rydz-Smigly traten bald eine kollegiale Oberste Behörde der P.O.W., das war der sogenannte „Konwent" und eine Art Regierung, die sogenannte „Organisation A". Beide, „Konwent" und „Organisation A", standen bald in schärfster Opposition zu den von den Zentralmächten in Warschau errichteten Staatsrat und auch zu dem späteren Regentschaftsrat. Im Kra-

kauer Hauptquartier der P.O.W. wurden alle Kräfte für den Kampf gegen die Okkupationsmächte zusammengefaßt, und von hier aus wurde das ganze Okkupationsgebiet mit einem Netz der geheimen Organisation überzogen. Zugleich bereitete man systematisch die kriegerische Auseinandersetzung mit den Okkupationsmächten vor, indem man Waffenmagazine anlegte und Soldaten ausbildete. Zu gleicher Zeit wurde von Krakau aus eine eingehende Spionage in den Okkupationsgebieten betrieben, welche das Ziel hatte, die Zahl und Bewaffnung der deutschen Streitkräfte festzustellen.

Im Frühjahr 1918 wird von dem „Konwent" ein bis ins einzelne gehender revolutionärer Plan ausgearbeitet. Der Kampf soll zu gleicher Zeit in beiden Okkupationsgebieten beginnen. Vorbereitet soll er durch eine intensive Terroaktion gegenüber den Deutschen werden. Aus den Beschlüssen des „Konwents" seien folgende Sätze in wörtlicher Übersetzung angeführt:

„Der Plan Rydz-Smiglys wird zur Kenntnis genommen und akzeptiert, nämlich in österreichischem Okkupationsgebiet als dem schwächsten des Gegners, eine Operationsbasis zu schaffen, und zugleich im deutschen Okkupationsgebiet eine intensive kriegerische Diversionsaktion einzuleiten mit dem Ziele, die deutschen Streitkräfte festzuhalten und an einem Eingreifen im österreichischen Okkupationsgebiet zu verhindern.

Es wurde beschlossen, sogleich die Initiative zu ergreifen mit dem Ziele, bald eine Armee auf russischem Gebiet zu schaffen. Zu diesem Zweck ist schon mit Josef Haller Kontakt aufgenommen worden, der sich in Kiew aufhält. Es wurde ferner beschlossen, daß in dieser Angelegenheit Rydz-Smigly nach Kiew reisen soll.

Im Bewußtsein, daß der „Konwent" die einzige Macht im Volke repräsentiert, die imstande ist, loszuschlagen, hat er beschlossen, B e z i e h u n g e n z u d e n S t a a t e n d e r K o a l i t i o n a u f z u n e h m e n, um die Aktion auszurichten. Der leichteste Weg war, sich zu den Vertretern der Koalition in Moskau zu begeben. Zu diesem Zwecke sind nach Moskau delegiert worden: Andreas Strug, Michael Sokolnicki und Bolesław Winiawa-Dlugoszowski" (heute General und polnischer Botschafter in Rom).

Die entscheidende Frage, welche den „Konwent" bei seiner Beratung im Frühjahr 1918 in Krakau beschäftigte, war: wann wird der Krieg zu Ende sein und auf welche Weise? Die allgemeine Meinung ging dahin, daß der Krieg im Herbst 1918 oder Frühjahr 1919 zu Ende sein werde durch die Niederlage der Zentralmächte, die mit dem Zerfall Österreichs beginnen werde. Diesen Zerfall Österreich-Ungarns zu beschleunigen, wurde nun eines der Hauptziele der P.O.W. Die an der österreichischen Front in Italien stehenden Legionäre erhalten von Rydz-Smigły den Befehl, Massendesertionen zu organisieren, durch ihre Aktionen die Front der österreichischen Armee zu demoralisieren und Waffen und Munition nach Galizien einzuschmuggeln. Die Entwaffnung der österreichischen Truppen im Okkupationsgebiet erschien dem „Konwent" leichter, da die österreichisch-ungarischen Truppen als weniger widerstandsfähig galten. Kommandant der P.O.W. im deutschen Okkupationsgebiet war seit dem April 1918 der schon genannte Adam Koc. Er sollte zu gleicher Zeit alle militärischen Kräfte im deutschen Okkupationsgebiet derart beschäftigen, daß sie zu einem Eingreifen im österreichischen Okkupationsgebiet unfähig waren und so Oberst Rydz-Smigły Zeit gewann, um im österreichischen Okkupationsgebiet eine beträchtliche militärische Macht zu organisieren. Im Oktober 1918 geht Koc in seinem Gebiet unmittelbar vor, indem er gewissermaßen eine Generalprobe veranstaltet. Deutsche Militärpatrouillen werden überfallen; Sägewerke, die von den deutschen Behörden in Betrieb genommen worden waren, werden in Brand gesteckt. Die Folge dieses Vorgehens von Koc ist, daß die deutschen Behörden nervös werden gegenüber einem unterirdischen Gegner, der nicht zu fassen ist.

Aber die allgemeine Lage bietet noch wenig Hoffnung, denn der eigentliche Führer der P.O.W., Pilsudski, ist nicht im Lande, er ist auf der Festung in Magdeburg. Und nun faßt man in den Kreisen der P.O.W. einen tollkühnen Plan. In der Verkleidung eines deutschen Leutnants reist der schon eben genannte Hauptmann Stachiewicz nach Berlin, und ihm soll ebenfalls in der Verkleidung eines deutschen Leutnants ein zweiter polnischer Offizier folgen. Man will Pilsudski mit Gewalt oder mit List aus der Festung befreien.

Auf der anderen Seite bedrängt die P.O.W. den Regentschaftsrat, daß er mit

allen Mitteln versuchen solle, die Freilassung Pilsudskis durchzusetzen. Zu diesem Zwecke gehen Koc und Miedziński (heute Hauptschriftleiter der „Gazeta Polska") zum Regentschaftsrat und protestieren feierlich dagegen, daß der Regentschaftsrat die weitere Gefangenhaltung Pilsudskis dulde. Sie erklären, die P.O.W. würde schießen, wenn Pilsudski nicht freigelassen werde. Zugleich beschließt Koc, den deutschen Behörden eine ernste Warnung zu geben. Der beim Generalgouvernement in Warschau tätige deutsche Feldpolizeikommissar Dr. Schultze, der die große Gefahr, welche der deutschen Okkupationsverwaltung von seiten der P.O.W. drohte, klar erkannt und scharfe Maßnahmen gegen sie ergriffen hatte, wurde Ende September 1918 auf Grund eines „Todesurteils", das Adam Koc über ihn gefällt hatte, von zwei Angehörigen der P.O.W. auf offener Straße in Warschau niedergeschossen. Es verdient erwähnt zu werden, daß die beiden Männer, die auf den schon wehrlos am Boden Liegenden noch mehrere Schüsse abgaben und ihn töteten, für ihre Tat später eine Ordensauszeichnung erhalten haben.

Nach der Erschießung des Dr. Schultze wurde der Plan zu einem Attentat auf den Generalgouverneur von Beseler gefaßt. Mit der Durchführung dieser Aktion wurden beauftragt Jur-Gorzechowski, der im Jahre 1905 zehn von den russischen Behörden zum Tode verurteilten Polen durch einen kühnen Handstreich aus dem russischen Gefängnis befreit hatte. Jur-Gorzechowski ist heute General und Kommandeur der polnischen Grenzwacht (Straż Graniczna). Ferner wurden beauftragt: der heutige Senator Prystor und der heutige Innenminister Marjan Kościałkowski. Aber dieser Plan des Attentats gelingt nicht, da General v. Beseler zu gut bewacht ist.

Inzwischen erhält die P.O.W. im deutschen Okkupationsgebiet starken Zuzug durch ehemalige Legionäre, die auf Befehl von Rydz-Smigly aus der italienischen Front desertiert sind. So nähert sich der Anfang November. Die P.O.W. ist zum Losschlagen bereit, sie verfügt über 2—3000 kriegerprobte Männer, die im Kleinkrieg vorgehen sollen. Der Rest der P.O.W. in Stärke von 15- bis 20 000 Mann wird als Reserve zur Verfügung gehalten.

Am 31. Oktober 1918 geht die P.O.W. zusammen mit ehemaligen Legionären zum offenen Vorstoß vor. Die österreichischen Truppen in Galizien und im Teschener Lande werden entwaffnet, Festungen und Militärdepots werden von ihnen besetzt, und so erhält die P.O.W. die Möglichkeit, sich zu bewaffnen. In den ersten Tagen des November wird die österreichische Okkupationsverwaltung gestürzt, und am 6. November konstituiert sich in Lublin unter der Führung des Sozialisten Daszyński die Regierung der unabhängigen Volksrepublik, der Rydz-Smigly als Kriegsminister angehört. Dieser schickt jetzt Bevollmächtigte von Lublin aus nach Warschau mit dem Befehl, „den offenen Kampf mit den Deutschen auf den Straßen Warschaus zu beginnen". Der Präsident der polnischen Literatur-Akademie, Wacław Sieroszewski, hat in anschaulicher, vielleicht dichterisch ausgeschmückter Weise erzählt, wie er in jenen Tagen von Rydz-Smigly den Befehl erhalten hat, in einem Personenauto 50 Kilogramm Dynamit von Lublin nach Warschau zu schaffen, die dort zu Terroraktionen Verwendung finden sollten. Im deutschen Okkupationsgebiet entsteht nunmehr eine gewaltige Unruhe, die einzelnen Richtungen kämpfen gegeneinander, der allgemeine Bürgerkrieg droht. Da erscheint in der Frühe des 10. November auf dem Hauptbahnhof in Warschau als Retter Josef Pilsudski.

Über die Vorgeschichte der Befreiung Pilsudskis aus der Festungshaft in Magdeburg sind wir jetzt eingehend unterrichtet durch die Aufzeichnungen des deutschen Beauftragten, des Grafen Harry Keßler, die durch archivalische Untersuchungen des polnischen Militärhistorikers Lipiński noch ergänzt worden sind. Graf Keßler, der am 10. November 1918 Pilsudski nach Warschau zurückbrachte, kannte diesen schon seit dem Oktober 1915, wo er mit ihm an der Front zusammengetroffen war. In einem Gespräch mit Keßler über die zukünftige Gestaltung der polnischen Frage hatte Pilsudski für den von ihm geplanten polnischen Staat nur Galizien und Kongreßpolen gefordert, aber jede Absicht auf Westpreußen und größere Teile der Provinz Posen energisch bestritten, „wenigstens für sich und die jetzige Generation", wie er hinzugefügt hatte. Pilsudski hatte aber noch bemerkt, daß sich nicht voraussagen lasse, was geschehen würde, wenn Deutschland im Weltkrieg geschlagen würde und die Entente Westpreußen etwa den Polen

anbieten würde. Ende Oktober 1918 wird Graf Keßler vom deutschen Auswärtigen Amt damit beauftragt, mit Pilsudski über die Grundlagen für seine Freilassung zu verhandeln, und noch am 31. Oktober 1918 bekennt sich Pilsudski dem Grafen Keßler gegenüber in Magdeburg ausdrücklich zu diesen im Oktober aufgestellten Grundsätzen. Im Auftrage der deutschen Regierung bietet Graf Keßler nunmehr Piłsudski die Freilassung an, wenn er einen Revers unterschreibe, durch den er sich verpflichtete, aktiv nicht gegen Deutschland auftreten zu wollen. Die deutsche Regierung hoffte damals noch, die Okkupation in Warschau mit Hilfe Pilsudskis auf friedlichem Wege liquidieren zu können. Aber Pilsudski lehnte die Unterzeichnung eines solchen Reverses ab. Anfang November ist Keßler wieder bei Pilsudski und macht ihm den gleichen Vorschlag. Während des ganzen 7. November muß er auf Antwort warten, bis dann am Abend dieses Tages der Befehl aus Berlin kommt, Pilsudski und seinen Stabschef Sosnkowski schon ohne jeden Revers freizulassen. Aber erst in der Frühe des 8. November kann Keßler seinen Auftrag ausführen; durch das schon revolutionierte Magdeburg bringt er zusammen mit dem Rittmeister v. Gülpen Pilsudski und Sosnkowski nach Berlin. In Berlin muß Keßler noch einmal den vergeblichen Versuch machen, Pilsudski zur Unterzeichnung des Reverses zu bewegen. Und als Keßler mit Pilsudski und Sosnkowski am 9. November bei Hiller, Unter den Linden, zu Mittag speist, bricht in Berlin die Revolution aus. Auf Wunsch des Auswärtigen Amtes läßt nunmehr das Kriegsministerium einen aus einem Wagen und einer Lokomotive bestehenden Sonderzug zusammenstellen, in welchem Pilsudski und Sosnkowski, begleitet vom Grafen Keßler und Rittmeister v. Gülpen am Abend des 9. November die Reise nach Warschau antreten. Am 10. November in der Frühe läuft der Sonderzug in Warschau ein, und hier wird Pilsudski im Auftrage des Regentschaftsrats durch Fürst Zdzisław Lubomirski und durch Adam Koc, den Kommandanten der P.O.W. im deutschen Okkupationsgebiet, begrüßt.

Der Enthusiasmus in der Bevölkerung Warschaus beim Eintreffen Pilsudskis war bei weitem nicht so groß, wie oft behauptet worden ist. Pilsudski selbst war entsetzt über die Stimmung, die er in Warschau vorfand. Ein Kampf aller gegen alle schien ausbrechen zu wollen, und drohend stand über allem das Gespenst eines bolschewistischen Umsturzes. Dazu kam die quälende Ungewißheit über die Haltung, welche die deutschen Truppen in Warschau — noch standen hier 12 000 Mann unter Waffen — einnehmen würden. Zwar hatte die Flucht des Generalgouverneurs v. Beseler am 9. November dem Geist der deutschen Truppen in Warschau einen schweren Stoß versetzt, zwar hatten einzelne kleinere deutsche Abteilungen ihre Waffen an die Polen verkauft. Aber trotzdem war die deutsche Garnison in Warschau in ihrem Kern noch gesund geblieben. Es herrschte noch Disziplin, und von einem Abreißen der Kokarden und Anheften roter Schleifen war noch keine Rede.

Man erkannte in der Leitung der P.O.W., daß alles darauf ankam, das Ferment der Zersetzung in die deutsche Besatzung in Warschau zu tragen. Die deutschen Soldaten mußten dazu gebracht werden, ihre Waffen abzulegen und ihre Offiziere abzusetzen, so daß sie führerlos und wehrlos den Polen ausgeliefert waren. Auch an dieser entscheidenden Arbeit ist die P.O.W. nach dem Zeugnis des vorgenannten polnischen Generalstabsoberstleutnants Rudnicki entscheidend beteiligt gewesen [2]). Jetzt beobachten wir wieder das unterirdische Spiel, in dem die P.O.W. im Laufe der Jahre Meister geworden war. Vorbereitet wurde diese Aktion durch Rudnicki selbst, der im November 1918 Leiter der Nachrichten-Abteilung im Hauptkommando der P.O.W. war. In der zweiten Hälfte des Oktober 1918 hatte Rudnicki zu dem Posener Polen Wincenty Wierzejewski Beziehungen aufgenommen, der aus der deutschen Armee desertiert war und sich unter falschem Namen in Posen aufhielt. Wierzejewski war der Leiter der P.O.W. für das Posener Gebiet und hatte hier einen umfassenden Nachrichten-Apparat aufgebaut. Mitte Oktober 1918 traf er in Warschau mit Rudnicki zusammen, der ihn hatte kommen lassen, um mit ihm Fragen des Nachrichtendienstes zu besprechen, vor allem aber den Plan der gewaltsamen Befreiung Pilsudskis aus der Festung Magdeburg. Wierzejewski erhielt von Rudnicki den Auftrag, einen Verbindungsmann nach Warschau zu schicken, der die zersetzende Arbeit der P.O.W. unter den deutschen Truppen organisieren und leiten

[2]) Vgl. Polska Zbrojna 10. 11. 36.

sollte. Mit dieser Aufgabe wurde ein junger Posener Joseph Jęczkowiak beauftragt, der ebenfalls aus dem deutschen Heere desertiert war. Dieser verschaffte sich falsche Papiere und erschien als der deutsche Soldat Karl Schroeder Anfang November 1918 in Warschau. Die vollständige Beherrschung der deutschen Sprache bot ja den meisten Polen des Posener Gebiets die Möglichkeit, ohne jede Schwierigkeit und unerkannt die Rolle von wirklichen Deutschen zu spielen.

Auf einer Besprechung, die im Hauptkommando der P.O.W. stattfand, erhielt Jęczkowiak als wichtigste Aufgabe den Auftrag, die in den Reihen der deutschen Garnison in Warschau befindlichen Polen zu einer den Zwecken der P.O.W. dienstbaren Organisation zusammenzufassen. Jęczkowiak machte sich mit Feuereifer an die Arbeit, und schon nach wenigen Tagen verfügte er über eine größere Zahl deutscher Soldaten polnischer Nationalität, die durch einen Eid für die P.O.W. verpflichtet wurden. So waren alle Vorbereitungen getroffen.

Pilsudski, der nach seiner Ankunft in Warschau im Hauptquartier der P.O.W., das sich in einer Privatwohnung befand, Unterkunft gefunden hatte, ließ sich hier durch Rudnicki von den in Verbindung mit Jęczkowiak unternommenen Vorarbeiten Bericht erstatten, fragte Rudnicki, ob „dieser Deutsche" ein tüchtiger Kerl sei und ob diese Organisation der P.O.W. eine reale Macht darstelle. Als Rudnicki diese Frage bejahte, erhielt er den Befehl, Jęczkowiak vorzuführen. Es ist bemerkenswert, daß damals, am 10. November mittags, die Straße, in welcher sich das Hauptquartier der P.O.W. befand, noch durch einen dichten Kordon deutscher Soldaten abgesperrt war, durch den Jęczkowiak nur deshalb hindurchgelangte, weil er vorgab, Bursche eines in dieser Straße wohnenden deutschen Offiziers zu sein.

Um die Mittagsstunde steht Jęczkowiak dann vor Pilsudski, der sich von ihm über die getroffenen Vorbereitungen Bericht er=



Pilsudskis Rückkehr aus Magdeburg nach Warschau am 10. November 1918
(Man beachte auf dem Bilde rechts den zur Abreise fertigen deutschen Soldaten mit Pickelhaube und Tornister!)

statten läßt und Auskunft verlangt, wann er seine Aktion beginnen könne. Jęczkowiak erklärt, um zwei Uhr bereit sein zu können. Nach kurzem Nachdenken ordnet Pilsudski an: „Heute nachmittag spätestens um 16 Uhr muß in der deutschen Garnison in Warschau die Revolution ausgerufen werden." Jęczkowiak ist überrascht, versteht Pilsudski nicht recht und bittet um genauere Befehle. Und nun kommt es zu einer dramatischen Szene. Nach längerem Schweigen stößt Pilsudski, sichtlich innerlich bewegt, einige Sätze hervor: „In den Soldatenheimen versammeln sich die Soldaten — man muß dort einen Aufstand machen — die deutschen Kokarden von den Mützen reißen — rote Streifen anlegen — auf die Straße gehen — Offiziere und Unteroffiziere entwaffnen — die Waffen auf die Straße werfen..." Plötzlich schweigt Pilsudski, der Kopf sinkt vornüber, der ganze Körper neigt sich wie leblos zur Erde hin, Pilsudski war ohnmächtig geworden. Rudnicki springt hinzu und stützt ihn. Ein anderer Offizier bringt eiligst Wasser herein, und so gelingt es bald, Pilsudski wieder zum Bewußtsein zu bringen. Die innere Erregung und die gewaltige Anspannung der Nerven hatten ihn überwältigt. All die peinlichen und quälenden Eindrücke, die während der wenigen Stunden seiner Anwesenheit in Warschau auf ihn eingestürmt waren, hatten ihn geradezu zermürbt. Zudem war er sich klar dessen bewußt geworden, daß von dieser Aktion Jęczkowiaks sein eigenes Schicksal und das seines Werkes abhing.

Jęczkowiak verläßt das Zimmer, begleitet von Rudnicki, der ihn in die Wohnung seiner Eltern führt, wo sich inzwischen die übrigen Vertrauensmänner Jęczkowiaks — alles deutsche Soldaten polnischer Nationalität — versammelt haben. Hier erhalten sie von der Mutter Rudnickis eine ganze Menge roter Tuchstreifen und von Rudnicki selbst die letzten Weisungen. Sie sollen sich in die Soldatenheime begeben, hier von dem Ausbruch der deutschen Revolution, von der Flucht des deutschen Kaisers erzählen und versichern, daß Pilsudski den deutschen Soldaten wohlgesinnt sei und ihnen die sichere Rückkehr in die Heimat garantiere.

Die Vertrauensmänner begeben sich in die beiden Soldatenheime in Warschau. Jęczkowiak selbst geht in das Soldatenheim in der Dolina Szwajcarska. Hier herrscht große Unruhe unter den Soldaten, da sie keine Nachricht aus der Heimat haben. Jęczkowiak setzt sich unter sie, erzählt ihnen, daß er gerade aus der Heimat komme. Und als sich eine Menge Soldaten um ihn schart, traktiert er sie erst einmal, um die Stimmung zu heben, reichlich mit Bier — er hat zu diesem Zwecke 1000 Mark von Rudnicki bekommen! — und erzählt nunmehr begeistert von dem Ausbruch der Revolution in Deutschland, von der Flucht des Kaisers, von der Abschaffung der Offizierkasinos und der Aufhebung der Dienstgrade und -abzeichen, auch berichtet er, daß gleiche Löhnung für alle eingeführt worden sei. Die unter den zuhörenden Soldaten verteilten Gesinnungsgenossen klatschen Beifall, und als Jęczkowiak merkt, daß die Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hat, reißt er die Kokarde ab, wirft sie auf die Erde und legt um die Mütze das schon in Bereitschaft gehaltene rote Band. Jetzt reißen alle ihre Kokarden ab und legen die roten Bänder an, die Jęczkowiak und seine Gesinnungsgenossen unter den deutschen Soldaten verteilen. Dann stürmen alle unter Führung von Jęczkowiak auf die Straße und nehmen sechs Offizieren die Waffen und Rangabzeichen weg. In dem anderen Soldatenheim, im sogenannten Staszic-Palais, ist durch die Beauftragten Jęczkowiaks gleiche Arbeit mit gleichem Erfolg gemacht worden. Der Befehl Pilsudskis ist ausgeführt worden.

So ist durch Pilsudski die erste Aktion, welche den Sturz der deutschen Okkupationsverwaltung zur Folge haben soll, eingeleitet worden. Aber Pilsudski hat doch selbst wenig Hoffnung auf Erfolg. Er hat später erzählt, daß er in jenen Nachmittagsstunden des 10. November, von Angst gepeinigt, ernstlich daran gedacht habe, aus Warschau zu fliehen und die Dinge ihrem Schicksal zu überlassen. In dieser pessimistischen Stimmung will er zu Bett gehen, als eine unerwartete Wendung eintritt. Gegen 11 Uhr abends läßt sich ein Rittmeister der Legionen (es ist der Historiker Olgierd Górka) bei ihm melden [3]), der ihm die Nachricht überbringt, daß im Vorzimmer vier deutsche Soldaten, welche rote Kokarden und Armbinden tragen, stehen, die ihn zu sprechen wünschen. Was war geschehen? Am Mittag des gleichen Tages war ein Dele-

[3]) Vgl. O Górka, Gazeta Polska, 11. 11. 38.

gierter des Berliner Arbeiter- und Soldatenrates nach Warschau gekommen und hatte hier im Auftrage der Berliner Zentralstelle die Bildung eines Soldatenrates für das Generalgouvernement Warschau angeordnet, der im Laufe des Nachmittags zusammengetreten war. Dieser hatte in seiner ersten Sitzung beschlossen, fünf Delegierte zu Pilsudski zu schicken, um mit ihm wegen des Abzuges der deutschen Truppen aus Warschau zu verhandeln. Höchstwahrscheinlich ist dieser Beschluß schon die Wirkung der von Jęczkowiak und seinen Mithelfern betriebenen Agitation gewesen, deren Leitmotiv ja gewesen war, daß Pilsudski den deutschen Soldaten wohlgesinnt sei und ihnen ungehinderte Rückkehr in die Heimat ermöglichen werde.

Die Delegierten des Soldatenrates werden von Pilsudski empfangen, und tragen ihm ihre Wünsche vor. Górka hat sehr anschaulich geschildert, wie Pilsudski plötzlich, da er die Vertreter des Warschauer Soldatenrates mit den Abzeichen der Revolution vor sich sieht, eine überraschend ruhige und selbstbewußte Haltung annimmt, außerordentlich sicher und entschieden den deutschen Soldaten gegenübertritt, sie beruhigt und ihnen zur Pflicht macht, Ruhe und Ordnung zu bewahren. Auf Befehl Pilsudskis begibt sich Górka dann mit den Delegierten des Soldatenrates zu dem Gebäude, in welchem dieser tagt. Es ist das ehemalige russische Gouvernement auf der Krakauer Vorstadt. Die Beratungen, die unter dem Vorsitz des Berliner Delegierten geführt werden, sind in vollem Gange. Górka, der von Pilsudski den Auftrag hat, ihm über das Ergebnis der Verhandlungen des Soldatenrates zu berichten, greift mehrmals in die Diskussion ein, indem er beruhigende Erklärungen und Versprechungen „im Namen Polens" abgibt.

Welch entscheidende Bedeutung Pilsudski dem Schritt des deutschen Soldatenrates, sich unmittelbar an ihn zu wenden, beigemessen hat, geht daraus hervor, daß er schon am nächsten Morgen vor 9 Uhr sich zum Soldatenrat begibt, um hier seinen persönlichen Einfluß unmittelbar geltend zu machen. Er tritt in dem großen Saal mitten unter die deutschen Soldaten und hält dann folgende Ansprache an sie: „Deutsche Soldaten! Es spricht zu Euch ein Staatsgefangener Eurer bisherigen Regierung. Eure Regierung hat Euch an den Rand des Abgrundes geführt, aber Ihr habt aus ihrer Hand die Macht entrissen und Eure eigene Soldatenregierung geschaffen. Ihr seid erschöpft von dem fast fünfjährigen Blutopfer. Das Ziel Eurer neuen Regierung, des Soldatenrates, ist, Euch glücklich in Eure Hütten heimzuführen, zu Euren Frauen und Kindern, in Euer Vaterland. Seid dessen eingedenk, daß dies nur dann geschehen kann, wenn Ihr dieser Eurer neuen Regierung unbedingten Gehorsam erweist. Ihr befindet Euch unter einem Volke, das Eure bisherige Regierung rücksichtslos mit ganzer Brutalität behandelt hat. Ich als Vertreter des polnischen Volkes erkläre Euch, daß das polnische Volk nicht die Absicht hat, sich an Euch für die Sünden Eurer Regierung zu rächen und dies nicht tun wird. Bedenket, daß genug Blut geflossen ist. Kein Tropfen Blut soll mehr fließen! Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, daß deutsche Soldaten Gewehre und Maschinengewehre in den Vororten der Stadt an verbrecherisches Gesindel verkaufen. Bedenket, daß ein Soldat mit Waffen nicht Handel treibt! Ich verlange von Euch, daß Ihr Euch vollständig ruhig verhaltet und nicht weiter das polnische Volk provoziert. Dann werdet Ihr alle ohne Ausnahme in Euer Vaterland zurückkehren."

Nach dem Verlassen des Gebäudes besteigt Pilsudski seinen Wagen und hält von hier aus eine Ansprache an die gewaltige Menschenmenge: „In diesem Gebäude berät der deutsche Soldatenrat, der die Gewalt über alle deutschen Abteilungen, die in Warschau stationiert sind, in seine Hände genommen hat. Im Namen des polnischen Volkes habe ich diesen Soldatenrat unter meinem Schutz gestellt. Keinem einzigen von ihnen darf der geringste Schaden zugefügt werden." Dann fordert Pilsudski die Studenten, die sich in der Menge befinden, auf, vorzutreten und sich in Reihen aufzustellen. Er übergibt dem ihn begleitenden Legionen-Oberleutnant Boerner [4]) den Befehl über diese Studentenabteilung mit den Worten: „Du übernimmst das Kommando über diese Studenten und das ganze Gebäude und haftest mit Deiner Person für die Unversehrtheit des Soldatenrates." Oberleutnant Boerner begibt sich dann zu dem Soldatenrat und hält ebenfalls eine Ansprache: „Ich verspreche Euch, daß Ihr

[4]) Trotz seiner deutschen Abstammung überzeugter Pole. War zuletzt Postminister.

alle unversehrt Polen verlassen werdet, aber ich verlange von Euch absolutes Vertrauen zu dem Kommandanten Pilsudski, ich verlange von Euch, daß Ihr vor mir keine Geheimnisse habt und verlange von Euch Ruhe, Ruhe und nochmals Ruhe!"

Seine erste Aufgabe sieht Boerner darin, festzustellen, wie stark die deutschen Besatzungstruppen in Warschau sind, welche Stimmung innerhalb der Garnison herrscht und auf welche Weise der Abtransport der Deutschen aus Warschau durchgeführt werden kann. Boerner erfährt, daß die deutsche bewaffnete Macht 12 000 Mann zählt, und daß außerdem noch 18 000 deutsche Zivilisten sich in Warschau aufhalten. Die Stimmung unter den deutschen Soldaten war keineswegs gleichmäßig. Einige Abteilungen hatten noch am 10. November ihre Offiziere abgesetzt und am nächsten Tage ihre Waffen an Polen ausgeliefert. Rühmliche Ausnahme machten zwei Landsturm-Bataillone („Donau-Eschingen" und „Diedenhofen", je 1000 Mann stark) und vor allem ein aktives Regiment, das erst vor 14 Tagen aus der Westfront nach Warschau verlegt worden war (das sogenannte „Jablonna-Regiment"). Diese deutschen Soldaten dachten nicht daran, ihre Waffen abzugeben, und zeigten eine drohende und entschlossene Haltung, wobei sie dem genannten polnischen Offizier erklärten: „Wir sind nicht geschlagen und wollen daher mit Ehren in unsere Heimat zurückkehren. Die Ehre des Soldaten ist sein Gewehr, seine Kanone, sein Maschinengewehr. Also mit den Waffen in der Hand soll es in die Heimat zurückgehen, und wenn wir uns werden durchschlagen müssen."

Boerner gibt die Zahl der am 11. November noch zuverlässigen deutschen Truppen mit etwa 8000 an.

Nach längeren Verhandlungen kann am 13. November mit dem Abtransport der deutschen Zivilisten und Soldaten begonnen werden, der am 19. November beendet ist. Der Beginn des Abtransportes — zuerst verließen die Frauen, dann die männlichen Zivilisten Warschau, und zuletzt rückten die Truppen ab — wirkte sehr beruhigend auf die Stimmung der deutschen Soldaten. Und die ganze Angelegenheit der Liquidierung der deutschen Okkupationsverwaltung schien überraschend glatt vonstatten gehen zu wollen, als sich plötzlich ernste Hindernisse zeigten.

Am 15. November war in Warschau bekanntgeworden, daß Hindenburg weiterhin an der Spitze des deutschen Heeres stehe, und daß der Berliner Arbeiter- und Soldatenrat den einzelnen Soldatenräten mitgeteilt habe, sie hätten nur beratende Funktionen, und die Führung liege weiterhin in den Händen der Offiziere. Durch diese Nachrichten schien ein vollständiger Umschwung der Lage eintreten zu wollen. Bei allen militärischen Abteilungen, die in der Warschauer Festung, der „Zitadelle", lagen, so besonders beim „Jablonna-Regiment", legten die Offiziere wieder ihre Rangabzeichen an, übernahmen das Kommando und führten die alte militärische Disziplin wieder ein. Auch in dem Warschauer Soldatenrat machte sich ein neuer Geist bemerkbar. Einige Mitglieder verlangten, daß der aus Berlin gekommene Befehl auch im Gebiet der Stadt Warschau sogleich durchgeführt werde. Boerner erkannte die große Gefahr, welche diese Ermannung der deutschen Truppen für die Pläne Pilsudskis haben konnte. Er griff persönlich mehrfach in die Beratungen des Soldatenrates ein, und seiner Überredungskunst gelang es tatsächlich, durchzusetzen, daß die Mehrheit des Soldatenrates sich für Nichtbefolgung der von Berlin gegebenen Anordnungen aussprach. So war der deutsche Soldatenrat wieder ein gefügiges Werkzeug in den Händen Pilsudskis und seines Bevollmächtigten.

Aber damit begnügt sich Boerner nicht, denn noch immer stand allen polnischen Plänen die Haltung der deutschen Truppen in der Zitadelle drohend entgegen. Boerner schleicht sich daher, als deutscher Soldat verkleidet, in Begleitung von zwei Mitgliedern des Warschauer Soldatenrates, in die Zitadelle ein. Zunächst begeben sie sich in das Offizierskasino, wo sie sehr viele Offiziere, alle mit ihren Rangabzeichen, vorfinden, die eine Beratung abhalten. Dann gehen sie zum Lokal des Soldatenrates, wo sie ebenfalls eine große Zahl von Soldaten antreffen, die über die neue Situation beraten. Boerner verhält sich zunächst abwartend. Als er aber merkt, daß auch in diesem für die deutsche Sache so zuverlässig erschienenen Soldatenrat der von Berlin aus gegebene Befehl eine Spaltung hervorgerufen hat, offenbart er sich als polnischer Offizier und Vertrauensmann Pilsudskis und hält dann eine längere Ansprache, in welcher er aufs schärfste die Poli-

tik der deutschen Offiziere bekämpft. Er fordert den Soldatenrat zu einmütigem Vorgehen auf und beweist den anwesenden Soldaten, daß, wenn ihre Offiziere wieder zur Macht gelangen sollten, es unbedingt zum Blutvergießen kommen werde. Als Boerner den Soldatenrat verläßt, kann er aus den Beifallsrufen der Soldaten feststellen, daß die polnische Sache gesiegt hat.

Schließlich kommt es am 16. November zum Abschluß eines Abkommens zwischen dem Soldatenrat des Generalgouvernements Warschau und dem Oberkommando der polnischen Truppen. Pilsudski unterzeichnet dieses Abkommen nicht selbst, sondern läßt sich durch General Szeptycki und Oberst Sosnkowski vertreten. In diesem Abkommen wird folgendes vereinbart: 1. die deutschen Soldaten der Garnisonen Warschau und Lodz nehmen bei ihrem Abzug ihr Seitengewehr und Gewehr mit und die Maschinengewehr-Abteilungen ihre schweren Maschinengewehre. Diese Waffen werden an der Grenze in Mlawa und Skalmierzyce den damit beauftragten polnischen Offizieren ausgehändigt. Die leichten Maschinengewehre zugleich mit der Munition werden sogleich den Polen übergeben. 2. Erst wenn die letzte Abteilung der deutschen Truppen die deutsche Grenze überschritten hat, kann der Abtransport der von den deutschen Soldaten abgegebenen Waffen ins Innere des Gebietes erfolgen. 3. Das übrige deutsche Kriegsmaterial wird unverzüglich den Polen übergeben.

So schien Pilsudski am Ziel seiner Wünsche angelangt zu sein, als Ereignisse eintraten, die alles bisher Erreichte in Frage zu stellen drohten. General Hoffmann, der Stabschef des Oberbefehlshabers Ost, hatte von der höchst bedenklichen Lage im Generalgouvernement Warschau Kenntnis erhalten und beschlossen, Hilfe zu bringen. Er hatte inzwischen schon längs dreier Eisenbahnlinien den Vormarsch gegen Warschau begonnen, war aber an zwei Orten von der P.O.W. angegriffen worden, so daß es zu Gefechten kam, in denen eine größere Anzahl von Polen getötet wurden. Pilsudski erkannte sogleich den großen Ernst der Lage, und wieder muß Oberleutnant Boerner mit Hilfe des von ihm jetzt geradezu kommandierten Warschauer Soldatenrates das drohende Unheil abwenden. Boerner begibt sich zum Soldatenrat, verlangt gebieterisch Einberufung der Vollversammlung und hält auf dieser eine drohende Rede, in welcher er behauptet, daß durch das Vorgehen des Generals Hoffmann die am gleichen Tage vom Soldatenrat abgeschlossenen Abmachungen in schwerster Weise verletzt worden seien. Es sei Sache und Pflicht des Warschauer Soldatenrates, den General Hoffmann vom weiteren Vormarsch gegen Warschau zurückzuhalten. Nach einer sehr stürmisch verlaufenen Diskussion, in welcher doch noch der Versuch des Widerstandes von deutscher Seite gemacht wird, gelingt es Boerner, sich durchzusetzen. Auf seine Forderung hin ernennt der Soldatenrat einen Bevollmächtigten, der sich unmittelbar mit dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost in Brest-Litowsk in Verbindung setzen soll. Dieser Bevollmächtigte ist bezeichnenderweise ein deutscher Soldat polnischer Nationalität. Um dem Warschauer Soldatenrat die Möglichkeit zu nehmen, sich während der Verhandlungen mit dem Oberleutnant Boerner unmittelbar mit dem Hauptquartier Ober-Ost zu verständigen und Rückfrage zu halten, hatte Boerner vor Beginn der Verhandlungen alle Leitungen, die aus dem Gebäude zur Telefonzentrale führten, insgeheim zerstören lassen! Dadurch hatte er auch jetzt einen Vorwand, um den Bevollmächtigten des Soldatenrates mit zur Telefonzentrale zu nehmen, damit er von hier aus die Verhandlungen mit dem Hauptquartier Ober-Ost führte. Die Absicht Boerners war, auf diese Weise ungestört den Bevollmächtigten des Soldatenrates in seine Gewalt zu bringen und als Sprachrohr des polnischen Oberkommandos benutzen zu können. Dem Scheine nach sprach so ein deutsches Mitglied des Soldatenrates, in Wahrheit aber war es eine Pole in deutscher Uniform, der auf Befehl eines polnischen Offiziers und nach dessen Diktat die Verhandlungen mit dem Hauptquartier Ober-Ost führte! Ein geschickt abgekartetes Spiel!

Die telefonische Verhandlung des angeblich deutschen Vertreters des Warschauer Soldatenrates mit Brest-Litowsk geht nun in der Weise vor sich, daß Boerner sich neben ihn setzt, den Nebenhörer am Ohr. Auf diese Weise erfährt Boerner alle Einzelheiten der vom Oberbefehlshaber Ost geplanten militärischen Hilfsaktion für die bedrängten Deutschen in Warschau. Der angeblich deutsche Vertreter des Warschauer Soldatenrates muß dann eine Erklärung nach Brest telefonieren, die vom Anfang bis zum Ende

von Boerner verfaßt worden ist. Sie lautete: „Es ist nicht wahr, daß wir uns in Gefahr befinden. Heute ist eine Abmachung mit der polnischen Regierung perfekt geworden. Diese Abmachung ist von den Soldatenräten in Warschau und Lodz unterzeichnet worden; sie muß um jeden Preis gehalten werden. Der Soldatenrat kann es nicht wagen, sein Wort zu brechen. Es ist genug Blut geflossen. Wir wollen nicht mehr weiter kämpfen. Wir wollen in die Heimat zurückkehren. Die Polen hindern uns nicht, sondern helfen uns im Gegenteil. Haltet daher alle weiteren offensiven Schritte an."

Nachdem Boerner auf diese Weise den weiteren Vormarsch der Truppen des Oberbefehlshabers Ost gegen Warschau zum Halten gebracht hat, begibt er sich sogleich zu Pilsudski, um ihm über diesen ersten Erfolg Bericht zu erstatten. Pilsudski läßt sogleich den General Szeptycki kommen, und nach kurzer Beratung mit Pilsudski geht dieser mit Boerner zur Telefonzentrale. Der angebliche Vertreter des Warschauer Soldatenrates muß sie begleiten. So kommt es am 17. November, 2 Uhr früh, zu einem zweiten Gespräch mit dem Soldatenrat beim Oberbefehlshaber Ost in Brest-Litowsk. Jetzt ist General Szeptycki am Nebenhörer, und zwischen beiden sitzt Oberleutnant Boerner, der die von General Szeptycki diktierten Antworten aus dem Polnischen übersetzt und deutsch niederschreibt. Diese werden von Kaczmarczyk — so heißt das angeblich deutsche Mitglied des Soldatenrates in Warschau — nach Brest-Litowsk weitergegeben. Nach dem Diktat des Generals Szeptycki muß Kaczmarczyk jetzt „im Namen des ganzen Soldatenrates" des Generalgouvernements Warschau, die dringende Aufforderung an den Oberbefehlshaber Ost richten, daß alle offensiven Maßnahmen unverzüglich eingestellt werden. Er bittet um Absendung von Delegierten des dortigen Soldatenrates und teilt mit, daß von seiten des Warschauer Soldatenrats und der polnischen Regierung Delegierte nach Brest-Litowsk geschickt werden sollen.

Diese Aktion Pilsudskis hat vollen Erfolg. Am 17. November ist von einem weiteren Vormarsch der Truppen des Oberbefehlshabers Ost gegen Warschau nichts mehr zu hören. Und am 18. November kommt sogar von Brest-Litowsk nach Warschau der telefonische Befehl: „Keinen Widerstand leisten. Zitadelle übergeben!" Damit war auch der letzte Hort des deutschen Widerstandes in Warschau gebrochen. Das tapfere „Jablonna-Regiment", das mit wenigen anderen Truppenteilen die Ehre der deutschen Armee und des deutschen Volkes bis zuletzt bewahrt hatte, mußte nun auch seinen so zäh und mannhaft verteidigten Posten verlassen.

Man kann erst dann die Bedeutung dieser am Abend des 16. und in der Frühe des 17. November zwischen Warschau und Brest-Litowsk geführten Telefongespräche in ihrem ganzen Umfange und ihrer gewaltigen Tragweite ermessen, wenn man sich bewußt wird, daß noch an diesen Tagen Pilsudski zwar über 9232 ausgebildete Soldaten und 50 000 Reserven aus der P.O.W. verfügte, daß aber selbst diese Soldaten fast keine Waffen und keine Munition hatten. Ihnen gegenüber standen in der Zitadelle — fest entschlossen, sich bis zum Äußersten zu halten — fast 3000 gutausgerüstete deutsche Soldaten, und von Osten her — aus dem Gebiete des Oberbefehlshabers Ost — marschierten 80 000 deutsche Soldaten gegen Warschau. Deren Vormarsch war ja, wie gezeigt wurde, durch ein Manöver, das man schon kaum noch als Kriegslist bezeichnen kann, von polnischer Seite aufgehalten worden.

Die im Auftrage des Generals Szeptycki von Kaczmarczyk angekündigten Delegierten des polnischen Oberkommandos trafen am 18. November in Łukow mit den Delegierten der Ober-Ost-Armee zusammen. Nach zweistündigen Verhandlungen kam es zum Abschluß eines Abkommens, dessen wichtigste Folge war, daß die deutschen Truppen nicht nur ihren Vormarsch gegen Westen, gegen Warschau, einstellten, sondern auch die ihnen von den Polen vorgeschlagene Rückmarschlinie über Bialystok—Grajewo nach Ostpreußen wählten.

Damit war der Sieg Pilsudskis über die Deutschen im Osten endgültig entschieden. Jetzt erst, nachdem der drohende Durchmarsch des ganzen deutschen Ostheeres — es waren noch mindestens 200 000 Mann — durch das ehemalige Okkupationsgebiet abgewendet war, konnte Pilsudski seine Herrschaft als unbestritten ansehen.

„Mit Gottes und mit Hindenburgs Hilfe"

Das Abenteuer der finnischen Staatsgründung

Während der Weltkrieg im Westen und Osten Deutschlands in Fronten von Eisen, Blut und Grauen erstarrt war, vollzog sich im Nordosten Europas die Gründung eines neuen selbständigen Staates in Formen, die so seltsam und merkwürdig waren, daß sie wohl die Bezeichnung „abenteuerlich" verdienen, in einem Sinne jedoch, der dem Begriff „Abenteuer" alles Leichte und Spielerische nimmt und nur die Schwere der Gefahr, die Größe der Verantwortung, den blutigen Ernst des Kampfes und den unbedingten Einsatz für das hohe Ziel gelten läßt.

Pehr Evind Svinhufvud, der den selbständigen finnischen Staat schuf [1]), ist des finnischen Volkes großer alter Mann. Sein Leben ist mit dem Werden des finnischen Staates schicksalhaft verknüpft. Es nahm eine sehr ernste Wendung, als Svinhufvud von den Russen — das Großherzogtum Finnland gehörte bis zum Jahre 1917 dem russischen Staatsverband an — im November 1914 nach Tymskoje ins tiefste Sibirien verbannt wurde, weil er sich als Richter an das Recht seines Volkes hielt und dem Druck der Russen nicht nachgab. Vor dem Antritt der Reise nach Sibirien fragte man Svinhufvud, ob er glaube, daß er noch einmal nach Finnland zurückkommen werde. „Ja", erwiderte Svinhufvud, „mit Gottes und — fügte er lächelnd hinzu — mit Hindenburgs Hilfe". Erst die russische Revolution gab ihm die Möglichkeit, wieder in die Heimat zurückzukehren. Bis zum März 1917 lebte Svinhufvud in der sibirischen Einsamkeit, über die ihm die Gesellschaft seiner tapferen Frau, die Freundschaft mit dem deutschen Pastor von Hörschelmann und die Lektüre des Gesetzeskodex von 1734, der das Fundament der schwedisch-finnischen Gesetzgebung bildet, und die Werke von Fritz Reuter und Wilhelm Raabe hinweghalfen.

Doch schon während der Verbannung Svinhufvuds hatten im Herbst 1915 junge finnische Aktivisten [2]) in geheimen Versammlungen in Helsinki-Helsingfors, in denen man ohne Furcht vor den russischen Gendarmen die „Wacht am Rhein" sang, die Parole „Nach Deutschland" ausgegeben. Diese finnischen Freiwilligen wurden im Lockstädter Lager bei Hamburg zusammengefaßt und militärisch gründlich geschult. Sie bildeten das später berühmt und historisch gewordene Preußische Jäger-Bataillon 27. Die Fäden, die nun von Finnland nach Deutschland führten, wurden immer stärker und bedeutungsvoller. Als Svinhufvud im Jahre 1917 die Zurückziehung der russischen Truppen aus Finnland forderte, ohne daß Rußland dieser Forderung nachkam, als die Wogen der Revolution aus Rußland nach Finnland hinüberschlugen und das Land in einen Kampf rissen, der die finnischen Marxisten und Anarchisten in einer Front mit den bolschewistischen russischen Soldaten sah, ging im Oktober 1917 von Danzig-Neufahrwasser aus ein deutscher Dampfer in See, der nach einer gefahrvollen Fahrt durch die russischen Minenfelder glücklich an einer finnischen Insel landete und die finnischen Bauern mit Waffen versah. Diesem Dampfer folgte ein deutsches U-Boot „UC 57", das den Finnen ebenfalls Kriegsmaterial brachte. Das deutsche U-Boot ist von seiner Fahrt nicht mehr nach Deutschland zurückgekehrt. Auf der Heimfahrt ging es verloren: Kapi-

[1]) Vgl. „Svinhufvud baut Finnland. Abenteuer einer Staatsgründung". Von Erkki Raikkönen. Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

[2]) Vgl. „Preußisches Jäger-Bataillon 27. Finnlands Jugend bricht Rußlands Ketten". Von Heinz Halter. Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig.

tän und Mannschaft fanden den Heldentod.

Der Oktober und der November 1917 brachten für Finnland schwere Krisen. Die finnische Sozialdemokratie und die rote Garde streckten die Hände nach der Macht aus und versuchten, ein rotes Finnland zu schaffen. Stalin selbst, der damals russischer Kommissar für nationale Minderheiten war, nahm an dem sozialdemokratischen Parteikongreß in Helsinki-Helsingfors teil und hetzte zum Bürgerkrieg. „Kühnheit und abermals Kühnheit" forderte er von den finnischen Genossen, denen er in jeder seiner Hetzreden auch die Hilfe Moskaus anbot. Ein wilder roter Terror herrschte in den verschiedenen Städten und Landesteilen Finnlands. Dazu kam, daß sich noch hunderttausend russische Soldaten im Lande befanden, die die Roten mit Waffen unterstützten und ihre Verbrechen in jeder Weise deckten. Am 26. November 1917 faßte jedoch das deutsche Große Hauptquartier den Beschluß, dem finnischen Volke in seinem Freiheitskampf zu helfen: General Ludendorff teilte dem finnischen Professor Edvard Hjelt und dem Freiherrn Adolf von Bonsdorff mit, daß Deutschland bereit sei, an der Befreiung Finnlands vom russischen Militär mitzuwirken, die Waffenlieferungen fortzusetzen und das finnische Jäger-Bataillon nach Finnland zurückkehren zu lassen, wenn Finnland eine Erklärung abgebe, daß das finnische Volk das Selbstbestimmungsrecht wünsche.

Bald darauf verlas Svinhufvud als Präsident des Senats vor den Abgeordneten des finnischen Landtages die Unabhängigkeitserklärung: „Hiermit hat Finnland sein Schicksal in die eigene Hand genommen." Die Abgeordneten der bürgerlichen Parteien und die Senatoren hörten diese geschichtliche Erklärung stehend an, nur die sozialdemokratischen Abgeordneten blieben sitzen, als wäre nichts Besonderes geschehen. Vor dem Gebäude aber, in dem dieser Akt vor sich ging, tobte eine rote Versammlung, in der Anarchisten und Kommunisten ihre Brandreden hielten.

Am 30. Dezember 1917 reiste nun Svinhufvud mit einigen Senatoren nach Petersburg, um dem „Rat der Volkskommissare" die Selbständigkeitserklärung zu überreichen und dessen offizielle Zustimmung zum Ausscheiden Finnlands aus dem russischen Staatsverband auf Grund des Selbstbestimmungsrechts zu erhalten. Diese Formalität mußte aus international rechtlichen Gründen eingehalten werden. Die Russen gaben ihre Zustimmung in der Silvesternacht, in der letzten Stunde des Jahres 1917. Der Druck, den die deutschen Vertreter in Brest-Litowsk auf die russische Delegation ausgeübt hatte, hatte sehr viel zu diesem Entschluß der russischen Volkskommissare beigetragen.

Während die Kommissare in einem Saale darüber berieten, wie sie sich den Finnen gegenüber verhalten sollten, mußten Svinhufvud und seine Begleiter in einem Vorraum warten. Svinhufvud selbst schildert die Situation: „Wir warteten ein paar Stunden in dem großen Vorraum und saßen auf einer Tischkante, in unseren Pelzmänteln, die Mützen in der Hand, denn man wagte nicht, sie abzulegen." Trotz der späten Stunde herrschte ein lebhaftes Treiben, Maschinenschreiberinnen rannten in den Korridoren, auf den Fußböden krochen sogar kleine Kinder umher — fügt Räikkönen hinzu. Und weiter sagt er: „Ehe die Senatoren sich entfernten, gab es noch ein kleines bezeichnendes Zwischenspiel: Enckell sagt zu Bontjsch-Brujewitsch: Da der Regierungspräsident von Finnland ebenfalls hier ist, so wäre es vielleicht angebracht, daß er persönlich Lenin sehen und ihm den Dank des finnischen Volkes für die erlangte Selbständigkeit aussprechen könnte." Bontjsch-Brujewitsch geht zurück zu den Kommissaren und bestellt, Svinhufvud warte im Vorzimmer und wolle Lenin danken. Darauf große Betretenheit. Lenin zuckt die Achseln, lacht etwas geniert und weigert sich: „Was soll ich diesem Bourgois sagen?" Man schlägt vor, Trotzki soll die Gäste begrüßen. Auch er lehnt schroff ab. Schließlich wird Steinberg vorgeschoben. „Was kann ich ihnen denn sagen?" fragte er. „In meiner Dienststellung könnte ich sie höchstens gefangen nehmen!" Dazu lacht Trotzki schlau: „Warum nicht?" Nun wird Bontjsch-Brujewitsch

nervös und verlangt energisch, Lenin solle hinausgehen. In seinem vertragenen Rock, mit gesenktem Kopf folgt ihm Lenin, während man im Saal im Tabaksqualm Witze reißt. „Lenin kam und bot uns die Hand, und wir stellten ihm Svinhufvud vor", schildert Enckell diese geschichtliche Begegnung zwischen den beiden Männern. „Er drückte herzlich Svinhufvuds Hand." — „Sind Sie jetzt zufrieden?" fragte Lenin. „Außerordentlich zufrieden", gab Svinhufvud zurück. „Auf Russisch fragte er und auf Russisch antwortete ich", erzählte Svinhufvud, „aber nur für den Scheidebrief dankte ich und zwar mit den gleichgültigsten Worten." Als Lenin zu seinen Leuten zurückkehrte, gestand er beschämt: „Ich nannte sie natürlich Genossen!" — „Tut nichts", bemerkte Trotzki, „wenn wir denen in die Hände geraten, rechnen sie es Ihnen als Verdienst an!" Hinterher stellte sich heraus, daß Svinhufvud und die finnischen Senatoren in Petersburg um ein Haar der Verhaftung entgangen waren.

Dieser Anerkennung des neuen selbständigen finnischen Staates durch die Russen folgte die Anerkennung der anderen europäischen Staaten. Aber es sollte sich bald herausstellen, wie die Russen ihre zustimmende Erklärung gemeint hatten: das russische Militär blieb im Lande, der Terror wuchs von Tag zu Tag, die Lage wurde unhaltbar. Mit aller Energie arbeitete Svinhufvud an der Verwirklichung der Selbständigkeit und an der Befriedung des Landes. Nichts half. Als der Finne Enckell nach Petersburg reiste, noch einmal die Zurückziehung der russischen Truppen forderte und dabei auf das internationale Recht verwies, wonach kein Staat sich in die innern Angelegenheiten eines andern Staates mischen dürfe, entgegenete ihm der zuständige russische Kommissar Podwoiski: „Wir kennen nur ein internationales Recht, die Solidarität des Proletariats!" Und auf die Frage: „Beabsichtigt die bolschewistische Regierung, Finnland zurückzuerobern?" antwortete er: „Finnland kann die Revolution nicht vermeiden." Das war deutlich genug. Und noch deutlicher sprach der Terror, der im Lande immer schrecklichere Opfer forderte. Es ist jedoch nicht möglich, diesen Kampf, der jetzt in Finnland in aller Offenheit entbrannte, einen Befreiungskampf der finnischen Arbeiter und Bauern gegen die rechtsgerichteten Finnen zu nennen. Dem widerspricht allein die Tatsache, daß über ein Zehntel der dem roten Terror zum Opfer Gefallenen Arbeiter und über ein Drittel Bauern waren.

Nun brach für das finnische Volk eine Zeit schwerer Bedrängnis an. Die Regierung Svinhufvuds besaß noch nicht die Mittel, um den Aufruhr niederschlagen zu können. Helsinki-Helsingfors und das südliche Finnland gerieten in die Hände der Roten. Svinhufvud und die Senatoren mußten fliehen, oder sich verborgen halten. Einigen Senatoren gelang es, sich in das weiße Waasa zu retten. Die anderen aber mußten nun Monate lang von einem Bekannten zum andern fliehen, stets den Aufenthalt wechseln, um nicht durch Verrat in die Gewalt der Aufrührer zu fallen. In Büros, in Epidemiehäusern und Irrenanstalten hielten sich die führenden Männer Finnlands verborgen. Es ist hier nicht möglich, im einzelnen die Schicksale der Männer zu verfolgen, denen Finnland seine junge Selbständigkeit zu verdanken hatte. Svinhufvud selbst hielt sich in Helsinki-Helsingfors auf, da er es bis zum letzten Augenblick abgelehnt hatte, die Hauptstadt seines Landes zu verlassen. Ein Fluchtversuch mit einem Flugzeug mißglückte. Erst später gelang dem finnischen Staatspräsidenten eine noch abenteuerlichere Flucht auf einem auf hoher See gekaperten Eisbrecher von Helsinki-Helsingfors nach dem von deutschen Truppen besetzten Reval.

Inzwischen hatte der General Freiherr Carl Gustaf Emil M a n n e r h e i m, den Svinhufvud zum Oberbefehlshaber im Freiheitskampf ernannt hatte, den Kampf gegen die Roten begonnen. Mannerheim hatte den Weltkrieg auf russischer Seite mitgemacht und war bei den Russen zum General avanciert. Der Senator Renvall sagte von ihm: „Mannerheim war für uns alle infolge seiner militärischen Laufbahn in Rußland eine unbekannte Größe und den Verhältnissen unseres Landes fremd. Der spätere General Ignatius schreibt: „Man merkte sofort, daß unsere einseitige deutsche Orientierung Mannerheim nicht zusagte." Und

Mannerheim selbst erklärte dem finnischen Oberstleutnant Thesleff, als dieser ihm klarlegte, daß Deutschlands militärische Hilfe notwendig sei: „Ich persönlich stehe, wie das natürlich ist, der Entente mit Sympathie gegenüber, aber da die Deutschen uns helfen wollen und auch können, so stimme ich der Maßnahme des Senats zu." Der General, der einzige militärische Fachmann, den Finnland damals hatte, hat dann später mit dem deutschen General von der Goltz zusammengearbeitet und mit dessen und der deutschen Truppen Hilfe Finnland befreien können.

Svinhufvud war von Reval nach Berlin gereist, wo er eine Begegnung mit Hindenburg hatte. Von dort war er über Stockholm, Haparanda, Tornea nach Waasa gelangt. Nun folgte Schlag auf Schlag. Die deutschen Truppen, die von Danzig aus über die Ostsee nach Hangö gefahren waren, griffen in den Kampf ein. Bei Tampere und Rautu kam es zu den entscheidenden Schlachten, die den Widerstand der Roten brachen. Am 12. April rückten die deutschen und die finnischen Truppen in Helsinki ein. Das Land war frei. Zwei Tage darauf wurde Svinhufvud vom Landtag zum Reichsverweser gewählt. Das „Abenteuer" der Staatsgründung hatte ein glückliches Ende, ein tapferes Volk von hoher eigener Kultur hatte seinen eigenen Staat gefunden.

Arthur Reiß.

Das Fehlen des Wortes „Volk"

Ich ließ an meinen Röcken und Beinkleidern das Generalstabsrot durch das Infanterierot ersetzen, die breiten Streifen fielen weg. Ich setzte mir den Infanteriehelm mit „dem preußischen Kuckuck" auf, der mit dem fliegenden Adler des Generalstabshelms nichts gemein hatte als das Band mit den Worten:

„Mit Gott für König und Vaterland".

In diesen Worten war das Wort „Volk" ausgelassen, obschon das Volk schließlich doch nicht ganz nebensächlich ist! Das Fehlen dieses Wortes fiel mir damals noch nicht auf, um so mehr nach dem Weltkriege, als ich die Vernachlässigung des Volksbegriffs erkannte. Das „Volk" war zugunsten des „Staates" in die Versenkung gestoßen. Auch Bismarck hatte vornehmlich vom Staat gesprochen. Das ist christliches Denken, das einen Gottesstaat errichten möchte und den Einzelnen aus Volk und Sippe herauslösen will, wie das nach Offenbarung Johannis 5, Vers 9 und 10 von römischen Priestern besonders gern verkündet und vom Juden folgerichtig erstrebt wird. — Das alles übersah ich damals nicht.

Erich Ludendorff (1933).

Das Märchen von der Magd

Erzählung von Ernst Frieböse

Von einem Mädchen will ich erzählen, das einst in einem kleinen Dorfe lebte. Schon in den Tagen, als es noch Kind war, hatten die Eltern Sorgen mit ihm. Nicht, daß es krank gewesen wäre, nein, aber es lag stumm und unbeweglich in seinem Bettchen, lachte und schrie nicht, weinte kaum und griff auch nicht nach all den bunten Dingen, die man ihm reichte. Fremde, die es sahen, wandten sich bald wieder still ab, denn das Kind hatte einen leeren Blick, und es war nicht von jener gütigen Sonne umspielt, die von anderen Kindern wie ein wärmendes Wunder auf alle Schauenden ausstrahlt und sie lächeln macht in geheimnisschönem Glück.

Und als das Mädchen dann herangewachsen war und zur Schule ging, lag stets eine kalte Bläße auf seinem Gesicht, und nie verklärte sich der Blick unter hellem Auflachen zu sonniger Heiterkeit. Es spielte nicht mit den andern, weder am Vormittag auf dem Schulhof noch an den vielen, schönen Nachmittagen in Garten und Feld. Und wenn sich eines der andern Mädchen seiner annahm, dann ging bald ein Raunen um unter den Frauen im Dorf, und es hieß: „Laßt euch nicht mit der ein, die ist ohne Herz geboren, und das bringt Unglück!"

Jahre kamen und gingen. Das Mädchen wurde Magd bei einem Bauern im Nachbardorf. Und auch die Magd war stumm und bleich, und ihr Blick war kalt. Ohne Murren, aber auch ohne Lachen ging sie von früh bis spät ihrer Arbeit nach. Die Bäuerin war es so zufrieden. Eines Sommers, als das letzte Fuder mit goldenen Garben eingebracht war, geschah es, daß beim Erntefest ein junger Bursch kam und die Magd zum Tanz holte. Kaum aber hatte er sie einmal wild im Kreise gedreht, da ließ er sie mitten auf der Tenne stehen und schwankte davon. Später, als er viel getrunken hatte, meinte er zu den andern: „Die muß weg aus dem Dorf; die hat Wasseraugen. Eine Hexe ist das!"

Die Magd aber blieb im Dorf und tat still ihren Dienst, gemieden von allen. Und wieder brauste ein Frühlingssturm durch's Land, wieder kam ein Sommer mit leuchtenden Blumen und heißer Sonne. Über den wogenden Kornfeldern stand der Blütenrauch in stäubenden Wölkchen, und ein Dehnen ging durch den Erdenleib, dessen warmer Atem flimmernd erzitterte in den blaßblauen Lüften. Die Magd aber reifte der Aufgabe ihres Lebens entgegen, jener hohen, heiligen Aufgabe, die jedem Weibe zuteil wird von Gott. Doch auch jetzt mied sie das Licht und die Menschen und hatte den starren Mantel der Herzenskälte um ihren schönen, jungen Leib gebreitet.

Eines Abends, als sie in ihrer Kammer saß und das Tagwerk überdachte, trat ihre Mutter ein, die gebeugt war von der Sorge um ihr unglückliches Kind. Lange sprachen sie miteinander, von der Arbeit, von der Bäuerin und von diesen und jenen Dingen des Alltags. Dann aber schüttete die Mutter ihr Herz aus und sagte unter Tränen, daß sie gekommen sei, um ihr zu helfen. Viel habe sie nachgedacht und gegrübelt und immer wieder gehofft, daß diese unselige Verschlossenheit und Kälte endlich weichen würde. Viele Menschen habe sie um Rat gefragt, und heute nun wisse sie etwas, das Erlösung bringen könne von diesem Bann, der wie ein böser Zauber sei, und deshalb sei sie zu ihr gekommen. Dann redete sie in beschwörendem Flüsterton lange auf ihre Tochter ein, während draußen vor den Fenstern die milde Sommernacht mählich herniedersank. Als sie geendet hatte, weinte die Magd die ersten Tränen seit ihrer Kindheit. Dann ging die Mutter.

In dieser Nacht fand die Magd keinen Schlaf. Angekleidet lag sie auf dem Bett und schaute und lauschte unverwandt in die summende Dunkelheit, bis ihre Augen das Glitzern der Sterne gewahrten. Dann erhob sie sich und öffnete das Fenster. Der verhalten schmetternde Nachtgesang einer Grille klang auf. Fern im Dämmer stand der Wald, dunkel und schweigend. Leise schloß die Magd das Fenster wieder und ging hinaus in die Nacht. Der Bauernhof lag in tiefem Schlaf. Im Stall stampfte ein Pferd. Als sie Hof und Dorf hinter sich hatte, atmete sie auf. Hinter den Gehöften und Bäumen des Dorfes stieg voll der Mond auf. Rüstig schritt sie aus, ihr Schatten wanderte wachsend vor ihr her. Der Weg führte sie über einige Wiesen zum Fluß. Es mochte eine Stunde vergangen sein, als der Wald sie aufnahm in seine wartende Düsternis, die hier und da vom bleichen Mondlicht gespenstisch durchspielt wurde. Das Gehölz war hier nur schmal, und der Weg mündete bald in eine Lichtung, die der Mond mit seinem ganzen Leuchten geisterhaft übergoß. Ein leiser Schauder durchhuschte sie, als ein Eulenlaut unheimlich auftönte irgendwo im Geäst, doch faßte sie sich rasch und langte bald an dem Weiher an, der hier zwischen zwei mächtigen Eichen silberglitzernd schlief. Auf einem weichen Mooskissen am Ufer kniete sie nieder und schöpfte mit der Hand etwas Wasser, Stirn und Augenlider mehrmals damit benetzend. Dann nahm sie das Blatt eines würzig duftenden Krautes, das hier am Rande des Weihers wuchs, zerkaute es und sog den bittersüßen Geschmack mit Zunge und Gaumen auf. Es währte nicht lange, und wohltuende Müdigkeit befiel sie. Am Fuße der einen Eiche setzte sie sich nieder. Schwer umfing sie der Ruch der schlummernden Blüten. Eingelehnt in den weichen Fittich der sanft atmenden Nacht, schlief sie ein.

Der Morgen kam mit dem zarten Dämmer des Lichts und dem vielstimmigen Lied des erwachenden Lebens. Als die Magd die Augen aufschlug, tanzten schon die ersten Strahlen der Sonne über den Spiegel des Weihers. Kaum hatte sie erkannt, wo sie war und das leichte Frösteln des Schlafs abgeschüttelt, da fühlte sie, daß ein Wunder geschehen sein mußte; denn alles um sie her, der Wald, der Himmel, die schimmernden Wolken, die Sonne, der Duft über Wiese und Weiher, der Jubelgesang der Vögel, alles strömte in süßer Herrlichkeit in ihr Herz, und ein helles Lachen jauchzte auf aus ihrer Brust. Unbändiges Glücksgefühl erfaßte sie. Wie eine Pflanze würde sie von nun an sein, die des Himmels Segen trinkt mit dem lechzenden Durst ihrer Wurzeln, wie eine Blume, die in sehnender Hingabe den reinen Kelch ihrer Seele dem Lichte öffnet.

Nicht lange nach dieser wunderbaren Nacht geschah es, daß ein Mann seinen Weg zur Magd fand, denn in ihren Augen lag der warme Glanz des Lebens, und ihr Lachen war ein verlangendes Lied an die Freude dieser schönen Welt. Und sie fanden sich in Liebe und wurden ein Paar, das in Glück und Leid sich zugetan war. Und ehe ein Jahr verging, war ein Zappeln und Schreien in der alten Wiege, und das kleine Kerlchen darin hatte lachende, glänzende Augen über seinem erbsgroßen Stuppsnäschen, daß es nur so eine Pracht war. Und die Augen der Mutter gingen über vor Glück, und dankbar gedachte sie jener Nacht am Weiher, in der ihr der Himmel die Sehnsucht nach dem Kinde geschenkt hatte.

Spätherbst

Nun öffnen sich die Lichtgemächer
gewaltig in dem Rund,
und unterm breiten Himmelsfächer
trinkt aus der Täler kargen Becher
voll Tau des Morgens Mund.

Der Pappeln gelbe Wipfel schwelen
in herbstlichem Gewand,
es bricht der Wind aus Felsensälen
und treibt den Dunst von den Kanälen
vor sich ins breite Land.

Vernarbt und trocken sind die Weiden,
schon kam herab das Vieh,
die Wiesen legen ab die Seiden
und alle Hecken sich entkleiden
bis übers nackte Knie.

Im Stoppelfeld die Scharen wühlen,
die Wurzeln ragen bloß,
das Korn fließt aus dem Spund der Mühlen,
so fällt des Bauern Arbeit vielen
als Weißbrot in den Schoß.

Und ruhen soll die gute Erde.
Nun komm, du schneeicht Flor,
verdeck mit deiner Traumgebärde
das Land und, Bauer bei dem Herde,
du nimm dein Buch hervor!

Peter Barth

Die Flucht in das Moor

Erzählung von Max Lippold

Seit Napoleon mit seinem Heere nach Rußland gezogen war, hatten die Menschen der östlichen deutschen Erde nicht wieder solche Tage und Nächte der Angst und Ungewißheit erlebt, als im August des Jahres 1914, da der Russe ins deutsche Land flutete. Schon am Mobilmachtungstage wälzten sich tausende von Flüchtlingen aus den Grenzdörfern über die Landstraßen westwärts und verbreiteten die Schreckensnachricht vom raschen Vordringen des Feindes, vom Morden und Plündern der Kosaken, die in ihrer ersten Wut weder Frauen noch Kinder schonten. Fast ununterbrochen drang das Wagenrollen durch die sonst so stillen Sommernächte der fruchtbaren Ebene. Ein Dorf nach dem anderen wurde geräumt. Alles was deutsche Hände in langer Arbeit erbaut hatten, mußte dem Feinde preisgegeben werden. Auch auf den Höfen blieb alles zurück, und am wertvollsten war die Ernte, die Kornfelder, die zum Teil schon reif waren oder der Reife entgegengingen.

Hier und dort zögerten einige abgelegenen Dörfer mit der Flucht und verbrachten qualvolle Stunden der Ungewißheit. In den Nächten schlief niemand der Erwachsenen, selbst die Kinder waren angekleidet, um zu jeder Minute flüchten zu können, wenn es sein mußte. Die Frauen saßen an den Fenstern und sahen den glühenden Horizont im Osten, den Feuerschein der brennenden Städte und Dörfer, die Spur des nahenden Feindes. Die wenigen Männer, die sich noch in den Orten befanden, hielten die Pferde bereit, wachten und warteten auf eine Nachricht aus den angrenzenden Dörfern. Auch die Menschen, die in der Nähe der Bahnhöfe wohnten, schoben die Flucht hinaus, so lange noch immer ein weiterer Zug gemeldet wurde. Das war nicht richtig, das war unüberlegt gehandelt und rächte sich bitter in der letzten Stunde. Aber viele hofften auf ein Wunder, viele konnten es nicht glauben, daß das Land kampflos dem Feinde überlassen wurde. Sie hatten Vertrauen zum deutschen Heere und hofften, daß in jeder Stunde eine entscheidende Wendung der Lage eintreten würde.

Und auch diese Nacht verging, ohne daß ein Geschehnis die ungeheure Angst und Ungewißheit von den zitternden Menschen nahm.

— — — — — — — — — —

Ein Mann schritt über die Felder dem Moore zu. Es mochte etwa vier Uhr morgens sein, die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber die Morgenröte glühte schon am Horizont und kündete einen schönen Hochsommertag. Vielleicht war es nicht die Morgenröte allein, die den östlichen Rand des Himmels rötlich färbten, daß es aussah, als läge dort ein Blutstreifen in der Luft. Doch nun, da der Tag kam, war nicht mehr zu erkennen, ob das Rot über den dunklen Wäldern vom Feuer herrührte, das während der ganzen Nacht sichtbar gewesen, oder ob es nur ein Leuchten der aufsteigenden Sonne war.

Nole Brandt hastete mit langen Schritten den sandigen Weg entlang, ohne sich umzusehen und auf die Rufe der Frauen zu antworten, die vor den Türen standen. Er trug nur Hemd und Hose am Leibe, überhaupt hatte man ihn in den letzten Tagen nicht anders gesehen. Das Hemd war ihm etwas zu groß und flatterte um den alten, hageren Körper im Morgenwind. Am Moor angelangt, bog er in einen schmalen Pfad ein, der eigentlich nur eine Wildspur war und durch mannhohes Schilf und Gestrüpp führte. Links lagen die Moorblänken,

und es war nicht ungefährlich, sich in diese Wildnis hineinzuwagen, aber Role Brandt mußte einen Grund haben, wenn er es wagte. Über seinem Kopf schrieen die aufgescheuchten Kibitze. Zuweilen flatterten Schnepfen und Wildenten aus dem Schilf, doch der Bauer sah und hörte heute nichts.

Jetzt stand er vor einer Blänke, die ihm den Weg versperrte, und er konnte nicht weiter. Er stieß einen Fluch aus und begann sich sofort am Rande des Wassers vorwärts zu tasten. Nach einer Weile hatte er die Blänke umgangen und befand sich auf einem trockenen, mit Blaubeeren bewachsenen Platz, und schaute sich um. Diese Stelle schien ihm zum Verbergen der Frauen und Kinder geeignet. Bäume und Strauchwerk verdeckten die Aussicht nach Osten und Süden, und an der Westseite des Moores grenzte der Wald. Die dunklen Tannenwipfel waren von hier aus gerade noch sichtbar, sie glänzten jetzt im Licht der aufgehenden Sonne.

Während Role Brandt noch dastand, drang dumpfes Donnern von fern her, daß die Erde unter den Füßen erzitterte und die Blätter der Birken sich ruckartig bewegten. Lange Sekunden noch war das Echo von der Waldseite hörbar, und Role Brandt wußte sofort, was drüben an der Memel vor sich ging. Es konnte weder Geschützfeuer noch Gewitter gewesen sein, sondern eine Explosion, eine Sprengung der wichtigsten Flußübergänge oder einer Eisenbahnbrücke.

Als Role Brandt ins Dorf zurückeilte, liefen ihm die Frauen mit ihren Kindern in den Weg, vor Angst und Entsetzen völlig kopflos und verstört. In den Häusern rund um den Marktplatz waren fast sämtliche Fensterscheiben zersprungen, ein Teil lag zu Splitter geschlagen auf den Pflastersteinen.

Vor dem Postamt stand ein Haufen Menschen, als Role Brandt kam, und wartete auf eine Nachricht aus der Stadt, auf ein Zeichen zur Flucht und auf Post von den Männern, die in dieser Stunde vielleicht schon irgendwo in der Schlacht standen. Aber es kam weder Post noch eine Nachricht, es bestand seit einer Stunde überhaupt keine Verbindung mehr mit der Stadt, und die Dörfer ringsum fieberten selbst in Angst und Ungewißheit und schrien ihre Hilferufe durch den Draht. Es war ein furchtbarer Morgen.

Um sechs Uhr rollten die ersten Wagen auf den Marktplatz, um die Frauen und Kinder fortzuschaffen, die von allen Seiten herbeiströmten, einen Bruchteil ihrer Habe auf dem Rücken schleppend. Da kam die alte Miene und zog ihre Kuh hinter sich her, als wenn man jetzt noch auf Tiere Rücksicht nehmen konnte! Aber Miene hatte keine Kinder, die Kuh war ihr ganzes Vermögen und bestimmt mehr wert als ihre strohgedeckte Hütte. Mehr hatte sie an irdischen Gütern nicht zu verlieren. Sie trat zu Role Brandt und flehte ihn um Hilfe an, als wenn er ein Gott wäre und allen helfen konnte.

Der Marktplatz glich einem Lager verzweifelter Gefangener, die um ihre Freiheit kämpften. Und das Gedränge zu den Wagen wurde immer stärker und gefährlicher, eine sinnlose Hast brach aus, die nur die Abfahrt verzögerte. Role Brandt sah, wie einige noch rüstige Männer die Frauen beiseite stießen und sich einen guten Platz sicherten. Er wurde rot vor Wut und Zorn, rief Markow heran und schrie, daß auf keinen Wagen mehr als zwei Männer dürfen und daß jeder ohne Rücksicht auf Stand und Ansehen auf das Pflaster geworfen werde, der sich nicht danach richte. Er fühlte sich plötzlich verantwortlich für das Leben der Kinder, da er der jüngste unter den Männern war, und seine Worte klangen wie Befehle zwischen dem Geschrei der Kinder.

Seit diesem Augenblick, da sich Role Brandt für die Flüchtlinge einsetzte ohne an sich zu denken, hatte er sich eine Pflicht auferlegt, deren Schwere er sich erst etwas später bewußt werden sollte.

Wagen auf Wagen rollte heran und fuhr ab ins Ungewisse. Role Brandt stand bei den Kutschern und wies ihnen die Wege an, die sie fahren mußten, um so schnell wie möglich die Hauptstraße nach Westen zu erreichen. Da stieg Michael Staar auf den Wagen, schob sich mit Gewalt zwischen die Kinder und drückte sie zur Seite. Mit einem Satz war Role Brandt bei ihm, faßte ihn von rückwärts und zog ihn über die Leiter,

daß er mit dem Kopf voran auf den Pflastersteinen landete. Die Frauen drängten und stolperten über den Greis, einige traten ihm auf die Hände, ohne es zu wissen — bis Role Brandt sich gewaltsam einen Weg durch die Menge bahnte und den Körper zur Seite schleppte.

Auf dem anderen Ende des Marktplatzes stand Markow bei den Wagen und bemühte sich ebenfalls, Ordnung in den Wirrwarr zu bringen. Es war kein Wunder, daß die Frauen vor Aufregung und Sorge um die Kinder nicht mehr wußten, was sie wollten. Die schlaflosen Nächte, die Gerüchte der Flüchtlinge aus den Grenzdörfern, die Gedanken an Haus und Hof und Mann und Kind — das alles hatte sie kopflos gemacht. Und manch ein Kind wäre überfahren worden, wenn nicht Role Brandt und Markow den Mut gehabt hätten, gewaltsam Ruhe und Ordnung in die verzweifelte Menge zu bringen.

Der Pfarrer kam mit dem Postfräulein daher und gedachte wohl angesichts seiner Persönlichkeit bevorzugt zu werden. Als Markow, ohne ihn auch nur anzusehen, zu den anderen Männern in den Hintergrund schob, fühlte er sich beleidigt und stieg kurz entschlossen dem schönen Mädchen nach. Doch ehe er noch auf dem Wagen war, knallte ihm Markow's Peitsche ins Gesicht, daß die Striemen auf der Haut sichtbar wurden.

Jetzt schob sich die stumme Miene mit ihrer Kuh vor. Tatsächlich, das Weib hatte sich mit dem Tier vorgedrängt, da stand sie gebeugt von der Last der Jahre vor Role Brandt und flehte mit ihren seltsamen stummen Gebärden um einen bescheidenen Platz. Aber Role Brandt verstand keinen Scherz in dieser verflucht ernsten Stunde, er riß ihr den Strick aus der Hand und hob sie auf den Wagen. Die Kuh mochte der Teufel holen!

Aber da geschah etwas: Miene sprang mit ihren krummen Fingern Role Brandt direkt ins Gesicht. Ihre Augen sprühten Tod und Vernichtung demjenigen, der es wagte, ihr die Kuh aus der Hand zu reißen. Sie hatte keine Kinder, aber sie hatte ein liebes Tier, eine Kuh, sie lebte von ihrer Kuh. Und sie verbat sich die spöttische Bemerkung, daß Kuh und Miene gleichen Alters waren, nämlich siebzig.

Dies würde sie wohl gesagt haben, wenn sie hätte sprechen können.

Da sie sich nicht von ihrem Tier trennen wollte, schob Role Brandt sie wieder beiseite. Mienes Krallen hatten ihm ein wenig die Haut zerrissen, die Stirn blutete, aber er merkte es nicht.

In der Ferne dröhnte es wieder laut und heftig. Das Donnern schien seit dem Tagesanbruch näher gekommen zu sein — aber dennoch beruhigte es Role Brandt etwas, da noch immer eine Entfernung von mehreren Stunden bis zum Feinde lag. Die Stille wäre viel unerträglicher gewesen. Vielleicht war es doch schon Geschützfeuer, das da herüberdrang. Gott mochte es wissen.

— — — — — — — — —

Noch standen nicht alle auf dem Marktplatz, die flüchten wollten. In einem Hause gegenüber der Kirche weinte eine Mutter um ihren Sohn, der sich noch in dieser Stunde als Freiwilliger melden wollte. Durch das geöffnete Fenster drang der Tumult vom Marktplatz, das Jammern und Heulen der Kinder und das Rattern der Wagen, die unten vorüberjagten.

Karl stand am Fenster, äußerlich völlig ruhig, und schaute auf die Kirchturmuhr, die eben sieben geschlagen hatte. Noch eine Stunde, dann würde das Dorf geräumt sein. Hinter ihm standen Mutter und Schwester, die schon während der ganzen schlaflosen Nacht versucht hatten, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Nun mußte er sich entscheiden, denn der Zug zur Garnison ging in einer Stunde.

„Role Brandt fürchtet, daß die Stadt bereits besetzt ist“, sagte seine Schwester. „Es besteht keine Verbindung mehr seit vier Uhr.“

„Ich brauche keine Verbindung“, antwortete Karl.

„Die Bahnhöfe sollen überfüllt sein von Flüchtlingen, und es ist fraglich, ob überhaupt noch ein Zug verkehrt.“

„Dann bleibt mir immer noch der Weg zu Fuß.“ Er wandte sich zur Mutter und fuhr fort: „Seht, wenn ich mich heute freiwillig ins Feld melde, begebe ich mich in keine größere Gefahr als ihr, die ihr

in den nächsten Stunden auf der Landstraße sein werdet."

„Aber du bist doch noch so jung", klagte die Mutter.

„Es sind viele in meinem Alter schon am ersten Tag gegangen. Du weißt es."

„Die können heute schon in der Erde liegen — und keine Mutter sieht sie mehr. Nur der Schmerz bleibt, mein Sohn. Du kennst den Schmerz nicht, den eine Mutter um ihr Kind leidet, sonst würdest du nicht so hart sein."

„Wenn ich ihn auch nicht kenne, so ahne ich ihn doch. Wir können alle tot sein, bevor es Abend wird —"

„Nein, wir Flüchtlinge nicht. Irgendwo werden wir eine neue Heimat finden, mein Sohn, das glaube ich ganz gewiß."

Karl trat wieder ans Fenster. Nichts war ihm ferner, als der Gedanke an den Tod, und doch schien es, als wenn er mit dem Abschied zögerte. Hilflos stand er da und schaute auf den Marktplatz hinunter. Er sah einige junge Burschen, die sich um Mütter und Geschwister bemühten, und das machte ihn hilflos und wankelmütig. Welche war die größere Pflicht? Er wußte es nicht. Unwillkürlich streckte er Mutter und Schwester die Hand entgegen und sagte: „Lebt wohl."

An der Tür blieb er noch einmal stehen, als wartete er auf ein Wort. Aber es blieb still im Zimmer, nur die verweinten Augen der Mutter sahen ihn starr an, als sollten sie ihm für immer im Gedächtnis bleiben. Und er sah diese entsetzten Augen noch vor sich, als er unten auf der Straße war.

Ohne sich umzuschauen, eilte Karl fort. Er fühlte die Blicke, die ihn aus einem Fenster verfolgten, und wie von einer Schuld getrieben, wagte er nicht, sich auch nur für einen Augenblick umzuwenden. Als er es dennoch tat, kurz bevor er vom Marktplatz bog, sah er nichts als ein leeres Fenster... Da wußte er, daß Mutter und Schwester ihm zürnten...

Wie eine unerträgliche Last überfiel ihn diese Gewißheit, Tränen rollten ihm über die Wangen — ein Soldat weinte und hörte eine innere Stimme, die da sprach: Du bist ein schlechter Sohn...

Draußen auf der Landstraße merkte er, daß ihm jemand nachkam. Es war seine Schwester. Sie brachte ihm das vergessene Brot für die Reise zur Garnison und sagte: „Verzeih uns, daß wir dir den Abschied so schwer machten." Und als sie sah, daß der Bruder weinte, wurde sie still und hilflos wie ein Kind, das noch keine Worte hat.

Dann ging er. Die Straße war leer. Keine Menschenseele fuhr oder ging in diese Richtung. Aber drüben rollten die Wagen der Flüchtlinge, die nach Westen eilten.

Es war ein trauriger Morgen.

— — — — — — — — —

Kurz vor neun Uhr fuhr der letzte Wagen vom Marktplatz. Role Brandt lief in höchster Erregung hin und her, denn er hatte gehofft, daß die Wagen für alle ausreichen würden, wenigstens für die Frauen und Kinder. Das war nun nicht der Fall. In letzter Minute hatten sich noch einige Frauen aus den angrenzenden Orten eingefunden, die dort keine Fluchtmöglichkeiten mehr hatten und auf gut Glück zum Bahnhof aufgebrochen waren. Im ganzen standen noch etwa fünfzig Menschen auf dem Marktplatz, zum größten Teil Mütter mit ihren Kindern. Michael Staar war da, er hatte sich von dem kleinen Sturz erholt und sah mit finstern Blicken vor sich hin. Überhaupt waren alle noch rüstigen Männer zurückgeblieben, nur der Pfarrer fehlte, er war unbemerkt weggekommen. Ein Mann, der sein Leben lang die Nächstenliebe gepredigt! Gott segne ihn!

Auch die stumme Miene mit ihrer Kuh fehlte. Role Brandt schrie ihren Namen über den Marktplatz, und schon tauchte sie auf. Sie hatte nur hinter der Kirche ihre Kuh geweidet; so besorgt war sie um das Tier, daß sie sich selbst vergaß. Man konnte ihr nicht klar machen, daß alle ihr Vieh zurücklassen mußten, es nützte nichts, daß man ihr dies in die Ohren schrie, sie glaubte es einfach nicht. Es war entsetzlich mit diesem Weib!

Und doch verstanden alle die alte Frau, gewiß, es war rührend, wie sie an ihrem Tier hing, so kindisch sie sich auch benahm. Wenn sie starb, brachte ihr die Kuh wenigstens noch ein Sterbehemd und einen billigen Sarg, sonst hatte sie doch nichts. Da kam sie nun wieder und watschelte mit ihren nackten Füßen über die zerbrochenen Glasscheiben, die der Luft-

druck heute früh auf das Pflaster geworfen hatte.

Als die Flüchtlinge sich in Bewegung setzten und die Straße zum Bahnhof einbogen, sagte Role Brandt: „Ich habe heute morgen eine Stelle im Moor ausgesucht, die uns gut verbergen würde. Ringsum liegen einige Wasserblänken, und ich bin überzeugt, daß uns dort kein Teufel weder zu Fuß noch zu Roß finden würde. Aber dennoch wage ich nicht, die Frauen zurückzuhalten."

Markow sagte: „Der Gedanke, sich im Moor zu verstecken, ist nicht neu. Unsere Väter erzählten schon, daß sich die jungen Mädchen dort vor Napoleons Kriegern verbargen. Aber —"

„Eben, das fiel mir heute früh ein."

„Aber ich würde dir nicht dazu raten", fuhr Markow fort. „Es könnte hier zur Schlacht kommen."

„Das ist unwahrscheinlich."

„Jedenfalls ist es besser, wenn wir flüchten; schon der Kinder wegen. Weißt du auch genau, daß wir noch einen Zug erreichen?"

„Die Züge gehen bis zur letzten Stunde, nur die Strecke verkürzt sich mit jedem Zug, da der Feind rasch vordringt."

Und weiter wälzten sich die Flüchtlinge über die staubige Landstraße. Seit einer Stunde war es unheimlich still im Osten, kein Zeichen, kein Laut verriet den augenblicklichen Standort des Feindes. Unsichtbar näherte sich der Tod an diesem herrlichen Augusttag. Zu beiden Seiten der Straße standen die reifen Kornfelder und harrten der Schnitter. Aller Reichtum der östlichen deutschen Erde war dem Feinde preisgegeben.

— — — — — — — — —

Merkwürdigerweise war der Bahnhof leer, nur ein Beamter und einige ältere Arbeiter standen vor den Schienen und sprachen miteinander. Sonst war nirgends ein Mensch mehr zu sehen.

Karls Schwester eilte zuerst auf den Beamten zu und fragte nach einem jungen Mann, ihrem Bruder, er war groß und stark und trug einen grauen Anzug. Der Beamte schüttelte den Kopf. Tausend Menschen waren heute früh von dieser Station abgefahren, hunderte Männer in grauen Anzügen.

„Nein, er ist nicht geflüchtet", sagte Maria. „Er fuhr zur Garnison."

„Nach der Stadt ging heute kein Zug."

„Um acht Uhr doch?"

„Nein, heute nicht."

„Aber das ist doch nicht möglich!" schrie Maria.

„Glauben Sie, wir schicken die Züge den Russen in die Arme! Die Stadt meldet sich seit einigen Stunden nicht mehr, folglich ist sie besetzt oder es befindet sich keine Seele mehr dort. — In einer halben Stunde kommt der nächste und gleichzeitig letzte Zug", wandte er sich an Role Brandt.

„Aus Osten?"

„Aus Osten, ja."

„Er wollte sich freiwillig melden und ging um sieben Uhr zum Bahnhof", jammerte Maria, aber die Männer zuckten nur mit den Schultern. Sie kannten ihren Bruder nicht. Überhaupt war es lächerlich, in diesen Stunden der Hast nach einem bestimmten Menschen zu fragen. — Maria ging gesenkten Kopfes zur Mutter zurück.

Der Zug kam viel früher, als er erwartet wurde. Ganz langsam rollte er heran, eine endlose Wagenschlange, gezogen von zwei Maschinen. Die Wagen waren vollgepfropft voller Flüchtlinge, sogar auf den Plattformen standen sie Kopf an Kopf gedrängt. Die Kinder preßten ihre Gesichter gegen die Scheiben, — frohe, glückliche Gesichter. Sie freuten sich über die Fahrt. Der Zug rollte noch immer, obwohl die Maschinen schon hinter den ersten Häusern verschwunden waren. Im Rattern der Räder war nicht viel zu verstehen, was die Flüchtlinge von den Plattformen den Wartenden zuriefen. Und doch wußte jeder, was sie meinten. Der Feind mußte in nächster Nähe sein.

Jetzt wurden schon die letzten Wagen sichtbar und der Zug hielt noch immer nicht, im Gegenteil, er war schneller geworden. Nein, um Himmelswillen, er rollte vorbei, er hielt nicht — die Frauen starrten mit Entsetzen den entschwindenden Wagen nach. Auch für Role Brandt kam es so überraschend, daß er eine Weile wie angewurzelt dastand, als begriff er das eben Geschehene nicht. Es wurde jetzt verflucht ernst.

„Warum hielt der Zug nicht?" schrie Role Brandt.

Der Beamte zuckte hilflos mit den Schultern. Auch er wußte es nicht. Wahrscheinlich war nicht der geringste Platz mehr vorhanden und ein Halten daher zwecklos. Die Flüchtlinge hätten es selbst sehen müssen.

Der Bahnbeamte lief ins Gebäude zurück und rief die Stationen an, aber nirgends war ein weiterer Zug aus westlicher Richtung gemeldet. Mit zorniger Stimme schrie er in den Apparat, daß noch Zivilvolk auf den ländlichen Bahnhöfen liege, hunderte, vielleicht sogar tausende, warten noch auf einen Zug.

Role Brandt stand neben ihm und hörte alles. Von den Stationen nach Osten meldete sich nur noch die nächste. Auch dort lagen noch Flüchtlinge und schrien verzweifelt um Hilfe. Die Bahnhöfe weiter nach der Grenze zu schwiegen bereits.

„Technisch unmöglich", sagte der Beamte. „Ich habe getan, was ich konnte."

„Das Warten hat also keinen Zweck?"

„Nein!"

Role Brandt verließ fluchend das Gebäude und schritt zu den Flüchtlingen zurück. Es gab für sie keine Fluchtmöglichkeit mehr, und Role Brandt hatte gut daran getan, als er heute früh eine Stelle im Moor aussuchte. So sicher ihm auch jener Platz schien, jetzt, da es nichts mehr zu überlegen gab, sträubte sich etwas in ihm gegen das Moor. Er wußte nicht, was es war, das ihn zurückhalten wollte, er konnte auch keine Gefahr sehen, nein, nach menschlichem Ermessen mußte die Wildnis vor dem Feinde sicher sein, wenn es nicht gerade zum Gefecht kam. Doch das war es nicht, was Role Brandt plötzlich erregte, da das Moor nun die letzte Zuflucht war. Vielleicht kam die dunkle, ungewisse Ahnung auch nur aus der Angst der Stunde. Er wurde ärgerlich über sich selbst und begann zu fluchen.

— — — — — — — — —

Es war früher Nachmittag, da die Flüchtlinge den Bahnhof verließen und mitten durch ein Haferfeld schritten, um sich den Weg abzukürzen. Noch nie in ihrem Leben hatten diese Menschen der Erde ihre Ähren niedergetreten, jetzt mußte es geschehen. Role Brandt nahm keine Rücksicht mehr, das Schicksal hatte ihm eine unerhörte Verantwortung auferlegt, und er mußte sie tragen. Die Frauen hörten ihn fluchen, während er allen voran durch das Ährenfeld stampfte. Daß ein Mensch in dieser Stunde fluchen mußte! Da konnte kein Gott seine schützende Hand ausbreiten.

Die Augustsonne brannte heute fast noch heißer als an den vergangenen Tagen. Die Luft zitterte über den Fluren und war schwül wie vor einem Gewitter. Kein Wind bewegte die Halme. Niemals war ein Tag so leer gewesen wie heute, keine Seele weit und breit auf der Ebene, kein Peitschenknall, keine Kinder vor den Höfen, kein Wagen, nichts. Nur Tiere liefen überall umher. Selbst die Hofhunde, die ein Leben lang an der Kette gelegen hatten, heute genossen sie die herrliche Freiheit.

Da gingen sie dahin, die letzten Menschen des Dorfes. In ihren Gesichtern stand die ungeheure Angst geschrieben. Wohin eilten sie? Niemand wußte es, niemand konnte es wissen. Vielleicht gingen sie in den Tod. Vielleicht sahen sie ihre Heimat heute zum letzten Mal, die schimmernden Kornfelder, die jetzt reif wurden, die kleinen Hügel hier und dort, den Wald, den Kirchturm, der drüben aus den Kastanien herausragte, die Straße, die Windmühle, — alles, was ihnen so vertraut im täglichen Leben stand.

Auf einem Gehöft brüllten die Kühe in den Stallungen. War es möglich, daß jemand in der Hast vergessen hatte, die Tiere freizulassen? Role Brandt schüttelte den Kopf über diesen Unverstand und ging auf den Hof zu. Merkwürdig, auch das Tor war verriegelt. „Ohm!" schrie er. „Ohm Harder!" Niemand meldete sich, nur der Hund schlug an und riß wie toll an der Kette. Da entsann sich Role Brandt, daß er Harder heute früh auf dem Marktplatz gesehen hatte, er konnte also geflüchtet sein.

Er stemmte sich gegen das Hoftor, um es aufzubrechen, aber seine Kräfte reichten dazu nicht aus. Kurz entschlossen bahnte sich Role Brandt einen Weg durch den morschen Zaun und gelangte schließlich von der anderen Seite auf den Hof. Da hörte er das Knarren einer

Tür und sah den Bauern mit einem Jagdgewehr auf sich zu kommen. Wahrhaftig, Harder hielt ein Gewehr in den Händen.

„Bist du wahnsinnig geworden?" rief Role Brandt.

Keine Antwort. Der Bauer stand in einiger Entfernung lächelnd da und starrte ihn an. So hatte er den Alten noch nie gesehen. Sein Körper fieberte vor Erregung, und seine Hände vermochten kaum das Gewehr zu halten, so schwach schien er plötzlich beim Anblick von Role Brandt zu werden. Dann hatte er sich wieder in der Gewalt und rief: „Scher dich zum Teufel! Ich schieße jeden über den Haufen, der mich nur anzurühren wagt! Ich verteidige meinen Hof, und wenn tausend Teufel kommen sollten!"

Role Brandt war sprachlos.

„Ich flüchte nicht, das siehst du doch wohl!" Er veränderte sich plötzlich, als Role Brandt ein paar Schritte näher trat, streckte den Kopf vor und hob die Flinte, während er gleichzeitig, schleichend wie ein Raubtier, zurückwich.

„Bist du wahnsinnig?" rief Role Brandt wieder, als konnte er nicht begreifen, was seine Augen sahen. Ohm Harder wahnsinnig? Das wäre ja das Furchtbarste, was er in den letzten Tagen und Nächten erlebt hatte. Aber es bestand kein Zweifel mehr, daß ihm die Aufregung den Verstand geraubt hatte und er nicht mehr wußte, was er tat. Die Ställe waren verschlossen. Welch ein Wahnsinn! Wenn Role Brandt in seinem Leben je einen Irren gesehen hatte, so war es jetzt, da er auf dem Hardershofe stand.

„Welch ein Satan ist in dich gefahren, daß du mich erschießen willst!" schrie Role Brandt voller Wut. „Laß wenigstens die Tiere frei, sonst zwinge ich dich mit Gewalt dazu!"

Da lachte Harder, es war das Lachen eines Irren. Und Role Brandt sah ein, daß er nichts ausrichten konnte und das jeder Schritt zu den Stallungen seinen Tod bedeutete. Während er zum Weg zurückging, schaute er sich noch mehrmals um, als konnte er noch immer nicht glauben, daß einer der angesehendsten Bauern des Ortes dem Wahnsinn verfallen war. Was würde aus ihm werden, wenn er dem Feinde mit einer Waffe entgegentrat? Herrgott, daß es so weit mit ihm kommen mußte!

Als die Flüchtlinge das Moor erreicht hatten und sich anschickten, einzeln den Pfad weiterzugehen, war es Miene, die Role Brandt fast verzweifeln ließ. Unter allen Umständen wollte sie das Tier mitführen, was auf dem weichen Moorboden unmöglich war. Zweimal riß Role Brandt ihr den Strick aus den Händen und trieb die Kuh in das Feld hinein — es nutzte jedoch nichts. Miene mußte von zwei Männern gewaltsam weitergeführt werden, und sie weinte noch lange danach.

— — — — — — — — — —

Der Platz, auf dem die Flüchtlinge damals lagerten, war mit Blaubeeren bewachsen und bot den Kindern Zerstreuung, so lange es Tag war. Da es auf den Abend ging, schien ein Unwetter heraufzuziehen. Die Sonne verschwand plötzlich, im Westen bildeten sich Gewitterwolken und kamen zusehends näher. Die Luft war noch schwüler geworden als in den Nachmittagsstunden, und Role Brandt und Markow begannen mit Hilfe aller Hände ein Notdach aus Gestrüpp und Schilf zu errichten. So gut es ging, wurde das Dach befestigt, und wenn kein Sturm käme, würde es den Flüchtlingen wenigstens etwas Schutz gegen den Regen bieten.

Aber das Unwetter kam noch bevor es Abend wurde. Es war plötzlich da, ein Windstoß fuhr durch das Schilf, und schon brauste es hoch in den Lüften wie von einem gewaltigen Vogelzug. Und gleichzeitig krachten die Donnerschläge über den Köpfen der Flüchtlinge, der Sturm nahm zu, bog das Schilf fast zur ebenen Erde und riß das Dach bis in die nächste Blänke hinein. Dann wurde es fast finster, obwohl es erst sieben Uhr sein konnte, und wie auf ein Zeichen setzte der wolkenbruchartige Regen ein. Die Kinder zitterten und drängten sich enger an die Mütter, viele schrieen auf, wenn ein schmetternder Schlag niederfuhr

Nach einer Weile war das Gewitter nach Süden gewandert, und der Regen verrauschte allmählich. Im Westen zeigte sich gelbrotes Abendleuchten, bis die un-

sichtbare Sonne den Tag beschloß. Kein Luftzug wehte später mehr über das Moor, nur die Sträucher tropften noch bis in die Nacht hinein.

Es wurde eine kühle Nacht. Die Kinder froren in der Nässe und fanden keinen Schlaf, so müde sie auch vom Tage waren. Überhaupt niemand konnte schlafen. Lange Stunden hindurch wetterleuchtete es im Süden und Westen, und von Zeit zu Zeit war noch das ferne Gewitter hörbar. Es verstummte erst gegen Morgen.

Sehr früh wurde es hell. Schon im Morgengrauen sangen die Lerchen über dem Lager der Flüchtlinge. Ein neuer Tag begann mit einem klarblauen Himmel. Was würde er bringen? Wind und Sonne kamen und trockneten die Kleider und Decken, in denen die Menschen eine ganze Nacht gefroren hatten. Dann verteilten die Frauen ein wenig Brot an alle. Role Brandt gab sein Teil den Kindern, die sehr hungrig waren und schon während der Nacht nach Essen gefragt hatten. Es war klar, daß die Lebensmittel nicht lange reichen würden, höchstens zwei Tage, wenn man so sparsam wie nur möglich mit dem Vorrat umging. Role Brandt aß nichts. Gott mochte wissen, was ihn seit gestern abend so gewandelt und schweigsam gemacht hatte. Er saß da, rauchte in Gedanken seine Pfeife, und sagte nur etwas, wenn ihn jemand fragte. Oft überhörte er die Fragen. Jetzt, da die Sonne schien und von Stunde zu Stunde wärmer wurde, begannen die Kinder ein munteres Treiben im Lager, vergaßen Krieg und Feind und gaben sich ganz ihren unbekümmerten Spielen hin. Nur ein paar ältere Mädchen, die schon mehr von dem furchtbaren Geschehnis in der Welt begriffen, saßen bedrückt und ängstlich bei den Müttern.

Michael Staar hatte sich von den andern abgesondert und schlief unter einem Busch bis spät in den Tag hinein. Er war alt und gebrechlich, ein Greis, der in den letzten Jahren nur noch auf den Tod wartete. Vielleicht war es rücksichtslos und brutal von Role Brandt gewesen, ihn vom Wagen zu reißen, daß er sich die Knochen lahm schlug. Aber nun war es eben geschehen. Role Brandt war nicht der Mann dazu, sich bei jemand zu entschuldigen, dem er Unrecht zugefügt zu haben meinte. So blieb eben auch diese kleine Feindschaft zwischen den beiden Männern bestehen.

Markow, von Natur aus ein lebenslustiger Mensch, ärgerte diese Trübsinnigkeit der andern, denn es bestand ja gar kein Grund zum Jammern und Verzweifeln; im Gegenteil, er sah höchst zuversichtlich in die Zukunft und hätte gern mit jemand Karten gespielt, um sich die Zeit auf angenehme Weise zu vertreiben. Aber jeder schüttelte nur stumm den Kopf.

„Du siehst schlecht aus", sagte er zu Role Brandt, erhielt aber kein Gegenwort. Da ging er zu den Kindern und begann mit ihnen Blaubeeren zu sammeln. Das war eine angenehme Beschäftigung für einen, der unerschütterlich an den baldigen Sieg der deutschen Truppen glaubte und deshalb innerlich stark und zufrieden war. Für ihn lag alles klar: Nach einigen Tagen würden die deutschen Soldaten da sein, und die Flüchtlinge waren gerettet und konnten an die Ernte gehen, wenn es überhaupt noch etwas zu ernten gab. Was weiter? Gewiß, auch er hatte einen Hof und zwei Söhne draußen, die er im Kugelregen wußte. Dennoch sah er den Tag nicht schwärzer als er wirklich war.

Heute blieb alles unheimlich still beim Feind. Kein Schuß drang von irgendwo herüber, und auch der Abend kam schön wie all die Hochsommerabende im Frieden. Bekassinen zogen durch die Dämmerung. Nah und fern scholl das Quaken der Frösche. Alle Stimmen der Sommernacht erwachten, der Mond tauchte auf, und die spärlichen Sterne im Zenit funkelten wie in allen Nächten seit Anbeginn.

Die Kinder schliefen längst auf dem Schilflager, als Role Brandt plötzlich aufsprang und lauschte. Vom Dorfe her drangen gleichmäßige Geräusche. Das Knattern der Wagen und Geschütze auf der Pflasterstraße war in der stillen Dämmerung gut hörbar. Kein Zweifel, der Feind marschierte drüben.

Role Brandt setzte sich zu den Frauen, die unruhig geworden waren und sich gegenseitig geweckt hatten. Niemand schien so aufgeregt und nervös zu sein als er. Bei jedem stärkeren Geräusch, ja selbst bei

jedem Rascheln im Schilf, zuckte sein Körper zusammen. Nach wenigen Minuten erhob er sich wieder und begann hin und her zu gehen, obwohl er vor Müdigkeit sich kaum halten konnte. Lange Zeit war nicht der geringste Laut im Lager zu vernehmen, und wenn zehn Schritte weiter ein Mensch vorübergegangen wäre, er hätte nicht geahnt, daß hinter dem Schilf mehr als fünfzig Flüchtlinge lagen.

Das angespannte Lauschen und die marternde Ungewißheit in der lautlosen Stille waren unerträglich, und die Frauen begannen leise miteinander zu flüstern. Bald jedoch verstummten sie wieder. Das tägliche Leben, die Vergangenheit, war ausgelöscht aus ihren Gedanken, es gab nichts mehr, worüber man in dieser gefahrvollen Stunde sprechen konnte. Alles, was die Menschen bewegt, Liebe und Schmerz, Glück und Unglück und Arbeit und Schönheit, Seelisches und Sinnliches — alles lag in einer unendlichen Ferne. Um die Gegenwart des Feindes kreisten alle Gedanken.

— — — — — — — — — —

Der Staub, den die russischen Kolonnen aufwirbelten, stand wie schwerer Nebel über dem nächtlichen Land und senkte sich allmählich in das taufeuchte Gras der Wiesen. Nicht nur Straße und Marktplatz waren lebendig geworden nach Einbruch der Dunkelheit, auch auf den Feldwegen sprengten Reiter dahin, eine Patrouille ritt ganz langsam am Moorrand entlang in nordwestlicher Richtung. Andere durchsuchten trotz der Dunkelheit die Gehöfte nach Lebensmitteln und Futter für die Pferde, aber nirgends lohten heute Flammen zum Himmel. Die Russen hatten den Befehl erhalten, die Dörfer zu schonen, denn schon betrachtete der Feind den nordöstlichen Teil der Provinz, den er, ohne Widerstand zu finden, besetzt hatte, als sein Eigentum. Für kurze Zeit hörten die Zerstörungen auf.

Es war noch vor Mitternacht, als einige Reiter in lautem Gespräch zum Hardershof ritten. Der Mond schien und erhellte die Landschaft ringsum. Jeder Hof war deutlich zu erkennen, und keiner wurde von den Russen übersehen. Obwohl sie alle Räume, soweit die Flüchtlinge in der Aufregung sie überhaupt verschlossen hatten, aufbrachen und durchstöberten, blieb ihre Beute gering. Gewiß waren auf vielen Höfen Lebensmittel und Wertsachen zurückgelassen worden, aber die lagen irgendwo in der Erde, sauber eingegraben und zugedeckt, daß sie kein Teufel finden konnte, am wenigsten dazu noch in der Nacht.

Auf dem Hardershof war das Tor verriegelt. Die Reiter stießen sich nicht daran, stiegen von den Pferden und brachen es nach einigen vergeblichen Versuchen auf. Der Hund raste an der Kette. Das Gebell drang weithin über die Ebene, sogar die Flüchtlinge im Moor hörten es. Es war kein Bellen, sondern schon mehr ein Heulen, als ahnte das Tier seinen Tod voraus.

Ohm Harder stand in einer Kammer dicht am Eingang des Hauses. Hier hatte er schon die letzte Nacht gewacht. Neben ihm lag Brot und Fleisch auf einem Tisch, und auf der Erde stand ein Eimer mit Wasser. Durch ein kleines Fenster konnte er den ganzen Hof übersehen, so gut hatte er sich in seinem Wahnsinn verschanzt.

Mit verkrampften Händen hielt er das Gewehr, als die Russen sichtbar wurden. Fiebernd legte er den Lauf auf das Fensterkreuz und grinste dabei wie eine Fratze — auf diesen Augenblick hatte er lange Stunden gewartet, und es war für ihn wie eine Erlösung, jetzt endlich handeln zu können.

Die Russen näherten sich dem Hause. Sie mußten dicht an ihn herankommen, wenn sie ins Innere des Gebäudes wollten. Als sie die Tür berührten, stand der nächste nur zwei Schritte vom Fenster entfernt, ein junger Soldat. Harder sah ihn einen Augenblick an, dann schob er den Lauf noch etwas vor, daß er fast bis zum Gesicht des Russen reichte. Dieser hörte das Geräusch und wandte rasch den Kopf, sah genau in die Mündung, als der Schuß begleitet von einem irrsinnigen Lachen ihm das Antlitz zerfleischte . . . Das alles hatte nur eine Sekunde gedauert. Der Russe fiel, während er die Hände gegen das Gesicht schlug, lautlos von den Stufen.

Die nächsten Schüsse trafen niemand mehr.

— — — — — — — — — —

Minuten später standen einige Offiziere am Tatort und hörten sich den Hergang des wahrhaft einmaligen Verbrechens an. Unterdessen war Ohm Harder aus der Kammer geholt worden. Trotz der Gewehrmündungen, die ihn umgaben, schrie und tobte er wie ein Wilder, schlug die Gewehre von sich, wenn sie ihm auf die Brust gesetzt wurden, und versuchte zu fliehen. Da ihm das nicht gelang, stürzte er sich, heulend vor Wut und Zorn, auf den nächsten Posten. In diesen Augenblicken glich er einem Raubtier mit ungeheuren Kräften. Der Schaum stand ihm vor dem Munde. Erst als einer der Russen ihm den Gewehrkolben gegen den Kopf schlug, daß er, halb besinnungslos, nach der Wand taumelte, wurde er ruhiger.

Den Hof, den Ohm Harder heute sein eigen nannte, hatte er nicht von seinen Vätern geerbt. In seiner Jugend war er Tagelöhner gewesen. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang stand er damals für einen kargen Lohn auf den Feldern fremder Höfe, bis es ihm durch Fleiß und Sparsamkeit, durch einen unerhörten Willen und zwei nimmermüden Händen gelang, einen kleinen Hof zu erwerben, der dann in jahrzehntelanger Arbeit zu einem der größten Gehöfte des Ortes heranwuchs. Ein schweres, freudearmes Leben lag hinter Harder, ein Dasein voller Arbeit und Strebsamkeit und Entbehrungen. Als vor Tagen seine beiden Söhne ins Feld gezogen waren, hatte er gesagt, daß sie wiederkommen müssen; der Hof warte auf sie, denn die Arbeit seines Lebens dürfe nicht in fremde Hände fallen, wenn er stürbe.

Es war Schicksal, daß dieser willensstarke Mann in einer entscheidenden Stunde seine Sinne verlor und selbst zur Vernichtung seines Hofes beitrug durch seinen töricht lächerlichen Widerstand gegen ein Heer. Man konnte ihn kaum für seine abscheuliche Tat verantwortlich machen. Wie er jetzt so in sich zusammengesunken an der Mauer stand, erweckte er vielleicht nicht den Anschein völligen Wahnsinns, vielmehr glaubten die Offiziere einen unbändigen Haß in seinem Antlitz lesen zu können. Der Mond schien im gerade ins Gesicht. Von der Stirn rann ihm Blut in den Mund, und als er sich mit der Hand über das Gesicht fuhr, war er völlig unkenntlich geworden. Der Gewehrkolben hatte ihm eine große Wunde in die Stirn geschlagen.

Die Wut der Russen über den ermordeten Kameraden war zu groß, als daß sie den Mörder einen gleichen, schnellen Tod hätten sterbenlassen. Es mochte etwa ein Uhr sein, als man Harder an seine Tür nagelte. An zwei langen Nägeln, durch beide Schultern getrieben, hing er wohl eine Viertelstunde, ohne daß der Tod ihn erlöste. Seine wahnsinnigen Schmerzensschreie gellten durch die Nacht, und das Schrecklichste war vielleicht, daß seine Augen noch den brennenden Hof sehen mußten. Zuerst hatten die Russen das Wohnhaus in Brand gesteckt. Von links und rechts näherten sich die Flammen dem noch immer lebenden Körper an der Tür. Jetzt erst, da seine Kleider schon brannten, verließen die letzten Russen das Gehöft und ritten ins Dorf zurück.

Das Feuer griff rasch auf die Stallungen über, in denen sämtliches Vieh des Hofes eingeschlossen war. Ein furchtbares Brüllen scholl aus allen Räumen, als die glühenden Balken und Dächer zwischen die Tiere stürzten, ein wahnsinniges Todesgeschrei, wie es die ganze Ebene seit hunderten von Jahren nicht mehr gehört hatte. Das Heulen des verzweifelt an der Kette zerrenden Hundes ging den Flüchtlingen im Moor durch Mark und Bein . . . Es war eine grauenvolle Stunde.

Endlich verstummte alles. Als die Sonne kam, lag der Hardershof in Schutt und Asche. Vor den schwarzgebrannten Mauern des Wohnhauses lag das Skelett jenes Menschen, der mit eigenen Händen einst alles erbaut hatte, oft bei einem Stück trockenen Brot und einem Krug Wasser . . . Wo vor Stunden noch die Ställe standen, lag ein Haufen halbverkohlter Tierleiber, und hier und dort rauchten noch Holzreste ringsum, wenn der Morgenwind über die Brandstätte wehte.

— — — — — — — — — —

Seit Sonnenaufgang dröhnte von der Deime her schweres Geschützfeuer. Die Flüchtlinge wurden völlig hilflos in die-

sen Vormittagsstunden, denn niemand konnte wissen, was dort drüben, kaum drei Fußstunden vom Lager entfernt, vor sich ging. Zuweilen war auch das Knattern der Maschinengewehre vernehmbar, da der Wind heute aus Nordwesten, also genau aus der Schlachtrichtung kam.

Heiß brannte die Sonne auf das Moor hernieder, heißer als an den vergangenen Tagen. Die Flüchtlinge saßen zusammengekauert im Schatten des neu aufgerichteten Schilfdaches; selbst die Kinder hatten das Spielen vergessen und wichen nicht von den Händen der Mütter. Role Brandt war bleich wie eine Wand. Sein hagerer Körper schien in diesen zwei Tagen noch dürrer geworden zu sein. Außer ein paar Blaubeeren, die ihm gestern die Kinder brachten, hatte er nichts gegessen. Auch die wenigen Krüge mit Trinkwasser, die jetzt schon fast leer waren, rührte er nicht an, obwohl sie ihm gereicht wurden. Er verspürte keinen Durst. Aber die Frauen wußten, daß er oft zu der vom Schilf verdeckten Blänke ging und das trübe, von allerlei Ungeziefer durchsetzte Moorwasser trank. Er wagte erst gar nicht zu fragen, wieviel Brot und gutes Wasser noch da war, denn er wußte, daß es kaum länger als wie für diesen Tag noch ausreichen konnte. Was würde dann geschehen? Vielleicht war es gerade dies, was Role Brandt so niederdrückte.

Das Geschützfeuer in der Ferne schien von Stunde zu Stunde stärker zu werden. Ohne Pause dröhnte es bis nach Sonnenuntergang, dann verstummte es allmählich, und als es Nacht wurde, war es wieder so still, daß man zuweilen Wagengeräusche aus dem Dorfe hören konnte. Markow sagte: „Aller Wahrscheinlichkeit nach ist heute die Entscheidung gefallen."

„Welche Entscheidung?" meldete sich Michael Staar plötzlich, als die anderen darauf nichts antworteten. „Du bist doch kein Kind mehr, daß du noch an Wunder glaubst!"

„Nun, vielleicht wirst du dieses Wunder morgen mit eigenen Augen sehen."

„Ja, mit verquollenen Augen vom Grunde der Moordümpeln aus!" sagte Michael Staar grimmig. „Kein Teufel holt uns mehr aus diesem verdammten Sumpf heraus. — Das scheint euch immer noch nicht bewußt zu sein!"

„Nein, tatsächlich nicht. Es ist nur gut, daß du uns das sagst, Staar!"

„Halt dein Maul!"

„Dann könnten wir ja daran gehen, unsere Testamente zu machen."

„Ich möchte nur wissen, wo ihr noch eine Hoffnung erblickt? Morgen früh werden uns die Granaten hier einsargen, des könnt ihr sicher sein! Aber das ist immerhin noch besser, als wenn wir elend verhungern und verdursten!"

„Schweigt endlich!" rief Role Brandt dazwischen und erhob sich, als konnte er die versteckten Vorwürfe Michael Staars nicht länger anhören.

„Es ist nur die Wahrheit," fuhr Staar fort. „Morgen können wir Schilf fressen wie die Tiere —"

„Schweigst du jetzt!" schrie Role Brandt in höchster Erregung und trat auf ihn zu. Da verstummte er.

Es wurde wieder still im Lager, so still, daß man das Atmen der schlafenden Kinder vernahm. Michael Staar kroch unter seinen Busch, deckte sich mit Schilf zu und ließ sich nicht mehr hören. Solange sie hier im Moor lagen, hatten die beiden Männer noch kein vernünftiges Wort miteinander gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Krakau

Von Detlef Krannhals

Für den Polen von heute ist im Begriff „Krakau" viel mehr vereinigt, als etwa wir Deutsche mit dem Namen einer einzelnen deutschen Stadt zu umschreiben bereit wären. Krakau, das ist dem Polen Mittelalter, das bedeutet Krönungsstadt und Königsschloß; Krakau heißt Wiege polnischer Wissenschaft, Stätte der Kunstpflege, heißt bauliche Schönheit und lebendiger Süden. Krakau ist der Hort des Freiheitsrestes nach den Teilungen. Krakau bedeutet: Aufbruch der polnischen Nation unter Kosciuszko und Pilsudski. Krakau ist die Ruhestätte der polnischen Herrscher und Helden. In Krakau verdichtet sich dem Polen ein Zauber von schillernder Reichhaltigkeit, der auch durch das Aufsteigen manches neuen nationalen Idols nicht verblaßte, denn Krakau ist auch — Tradition.

Die Tradition ist die Tochter der Legende, die um den ersten Anfang der Ortschaft die Sage vom Helden Krakaus webt und auch weiterhin manchen nüchternen Geschichtsablauf, um der Heiligkeit des Ortes willen, in den Mantel des Mythischen kleidet. Der Wissenschaft enthüllt sich der Beginn Krakaus weniger ungewöhnlich. Die große Flußschlinge der Weichsel umfriedet dort mit ihren Nebenläufen schützend zwei Hügel, auf denen Fluchtort und Wohnstätten der ersten slavischen Ansiedler liegen. In den ersten Jahrhunderten überlieferter polnischer Geschichte sehen wir dort einen politischen und religiösen Mittelpunkt der südwestpolnischen Landschaften, ja, den des ganzen Staates entstehen. Er ist schon jetzt wechselnden Einflüssen aus dem Westen, vom heiligen römischen Reiche deutscher Nation her, oder aus dem Südwesten, von Böhmen her, ausgesetzt. Christentum und Kult, Mission und Schrift, Steinbau und Kirche gelangt von dort her in die Landschaften an der Oberweichsel. Unter den ersten Piasten sind die Mönche des Westens, vom Niederrhein und aus Süddeutschland, Pioniere abendländischer Kultur, die sich mit Willen und im Schutz der heimischen Fürsten in Krakau und im nahegelegenen Tyniec ihre ersten Wirkungsstätten schaffen.

Das zwölfte Jahrhundert hat gerade begonnen, als wir in Krakau die ersten „romanischen" Bauten entstehen sehen, von denen sich Reste bis in unsere Tage erhielten. Damit beginnt auch schon die Geschichte der Formenprägung, die das Deutschtum an dieser Stadt vornahm und die sich durch Jahrhunderte fortsetzen sollte.

Die erste romanische Domkirche auf dem Krakauer Schloßberg, dem Wawel, wird von den gleichen deutschen Baumeistern errichtet, die wir wenig später mit dem Bau des Domes in Speyer beschäftigt finden. Es ist der Einfluß Regensburgs und das Wirken des schwäbischen Hofkaplans Otto — des späteren Bischofs von Bamberg und Pommernmissionars —, die sich hier durchsetzen. Und als später Vernichtung und Neubau den alten romanischen Dom verdrängt, will es ein bedeutsames Schicksal, daß die erhaltene Leonhardskrypta im Laufe der Jahrhunderte die Ruhestätte der polnischen Großen, ein Kleinod des polnischen Nationalmythos wird; dieselbe Leonhardskrypta, die deutsche, geistliche Baumeister nach dem Vorbild von St. Emmeram in Regensburg anlegten.

Krakau entwickelt sich unter dem regen Anteil deutscher Mönche und Baumeister zu einem Missions- und Kulturmittelpunkt, aber wohl noch nicht zu einer Stadt im herkömmlichen Sinne. Nur wenige Formen erhielten sich von jenem ersten, hauptsächlich holzgebauten Krakau, denn was nicht von Burg und Vorburg umhegt war, das zerstörte 1241 der Tatarensturm. Die mongolische Flut brandete sengend über Krakau hinweg, nach Mitteleuropa herein und sollte sich erst an dem Widerstand des deutschen Heeres bei Liegnitz brechen. Das alte Krakau verschwand.

Dem zurückflutenden Tatarenzug folgt langsam und stetig eine gegenläufige Welle: das ungleich wirksamere, aufbauende Vordringen der deutschen Ostsiedlung, die auf breiter Front zwischen Ostsee und Adria vorwärtsschreitet. Auf dem Wege über Schlesien und seine jungen Städte hält anderthalb Jahrzehnte nach dem Tatarensturm das deutsche Recht und der deutsche Bürger in Krakau seinen Einzug. Die Gründungsurkunde des polnischen Herzogs, der die Stadt 1257 zu Magdeburger Recht ausgibt, ist der Anfang des heutigen Krakau. Und es ist ein deutscher Anfang.

In Gründungsvorgang, Rechtsgebung, Verwaltung und vor allem in der großzügigen regelmäßigen Stadtanlage, nach dem bekannten Planschema der ostdeutschen Kolonialstadt, deren Bemessung der Stadt fast bis in das 19. Jahrhundert genügen sollte, begegnen wir in Krakau genau dem gleichen Bild, wie in Dutzenden anderer deutscher Oststädte dieser reichen Gründungsperiode; gleichgültig ob sie nun im deutschen Reichs- und Sprachgebiet liegen, oder Pflanzstätten deutscher Kultur in andersvölkischen Landschaften darstellen. Die junge, fast rein deutsche Stadt, der nur die Anwesenheit des landesherrlichen Hofes mit seinem Adelstroß ein den anderen deutschen Kolonialstädten unähnliches Gepräge gibt, hatte starke Bindungen an Schlesien und seine deutschen Herrscher. In den ersten fünfzig Jahren seines Bestehens haben die Bürger Krakaus bewußt daran gearbeitet, die kulturelle und volkliche Bindung der Stadt an das benachbarte Schlesien zu einer politischen werden zu lassen. Dieser Versuch Krakaus die deutsche Herrschaft, dem Fingerzeig der Oder folgend, bis in den Raum der Oberweichsel vorstoßen zu lassen, der um die Wende des dreizehnten Jahrhunderts mehrmals wiederholt wird, scheitert am Widerstand der polnischen Herrscher, die ihre Residenz und das Kernstück der südpolnischen Landschaften gefährdet sehen — und an der Schwäche der Herzöge von Oppeln. Hier im Süden mißlingt, was der Deutsche Ritterorden zur gleichen Zeit im Bunde mit der deutschen Stadt an der Weichselmündung siegreich durchsetzt.

Die Entwicklung Krakaus als eines deutschen Gemeinwesens bleibt davon im Großen gesehen unberührt. Vorübergehende Versuche Kasimirs des Großen, der Daseinsgrundlage der Stadt, ihrer Handelstätigkeit, durch die Gründung und Bevorzugung von Konkurrenzstädten das Wasser abzugraben, sind erfolglos. Das Krakau des vierzehnten Jahrhunderts wird zur ersten Stadt Polens und es bleibt eine deutsche Stadt. Kasimir der Große muß seine Politik bald ändern, er begabt die Stadt mit reichlichen Handelsprivilegien und der deutsche Krakauer Patrizier Wirsing zählt zu seinen nächsten Ratgebern. Hier hält Kasimir seinen Hof, hier werden die Reichskleinodien bewahrt. Unter ihnen ist der Szczerbiec, das polnische Kronschwert — übrigens eine reiche deutsche Arbeit vom Beginn des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Verleihung des Stapelrechtes macht Krakau zur absoluten Herrscherin über den Handel im Oberweichselgebiet und darüber hinaus. Zu ihm führen von Westen her die Straßen aus Mittel- und Westdeutschland, von Süden steigen die Wege aus Ungarn über die Karpaten, nach Osten zu fahren Krakaus Kaufherren über die reußischen Städte bis an das Schwarze Meer, das sie mit dem Handel der Genuesen und Venezianer verbindet. Zu Land und auf der Weichsel bringen sie das schlesische Tuch, das ungarische Kupfer, die Eibe der Karpaten und die Spezereien des Orients nach dem Norden — nach Thorn, Danzig und Stettin. Die von der deutschen Ostseeküste aus mit Flandern geknüpften Beziehungen bringen Krakau frühzeitig in Bindung mit der deutschen H a n s e. Nach



Die Dominikanerkirche in Krakau (14. Jahrh.)
Der Portalvorbau ist Zutat des 19. Jahrh.

den Rezessen gehört Krakau zu den Städten, „dy do myte sind in der hanze."

Mit dem Handel wächst der Reichtum und das reiche Mittelalter schuf das Gesicht der Stadt. Denn wer heute durch die Straßen Krakaus wandert, dem erscheinen die klarsten und edelsten Züge dieses Stadt-Gesichtes durch die großen und kleinen Bauten der Gotik geprägt. Im vierzehnten Jahrhundert setzt eine überreiche Bautätigkeit ein. Zur gleichen Zeit schaffen, hier der König auf dem Wawel — dort die Bürger am weiten Ringplatz, am sichtbaren Ausdruck ihrer Gottesverehrung und ihrer Selbstgeltung. Krakaus große Kirchen entstehen. An beiden Stellen wirken Deutsche. Der Waweldom richtet sich nach dem Vorbild des Domes

von Breslau, sein erster Aufbau ist ein Werk des deutschen Bischofs Nanker, der später auch den Dombau in Breslau als Bischof der Oderstadt fortführt. Dem Baubeginn der Bürgerkirche St. Marien steht der Krakauer Kaufherr und königliche Unterschatzmeister Wirsing zur Seite, Meister Wernher wölbt am Ende des vierzehnten Jahrhunderts das Langhaus und der Schwabe Heinrich Parler, ein Bruder oder Neffe Peter Parlers, arbeitet gleichzeitig an ihrem bildnerischen Schmuck.

Blättern wir in den Krakauer Stadtbüchern dieses Jahrhunderts, so finden wir sie in den gleichen Sprachen geführt, wie die aller damaligen deutschen Städte — deutsch und mitunter lateinisch. Die Sammlung der Krakauer Handwerkersatzungen und Privilegien beginnt über den Satzungen der Maurer von 1367 mit den Worten: „Das seint der Stad Crakow Wilkörn und Satzungen dy vor durch dy heren Rothmanen und dy eldesten gesatzet seint czw halden vmwandelbar mit reiffem rothe eintrechtiglich beschlossen." Und bis in das sechzehnte Jahrhundert begegnen wir in den Rechnungsbüchern den Gerichtsakten und in dem Briefwechsel der Stadt der deutschen Amtssprache, die auch die Verkehrssprache ihrer Bürger ist. Daß diese deutschen Bürger sich auch in der Tracht ihres Mutterlandes auf den Straßen bewegen, zeigen die prächtigen Miniaturen aus dem Krakauer Handwerkerleben im „Codex pictoratus" des Balthasar Behem. Denn Behem, der wohl ein Sohn Schlesiens war, hat uns in einer Sammlung der deutschen Zunftordnungen Krakaus mit einer ganzen Reihe von Kleindarstellungen einen außerordentlich lebendigen und farbigen Ausschnitt aus dem Krakauer Alltagsleben um 1500 überliefert. Blicken wir nun endlich in die Bürgerbücher der Stadt, so tritt uns in den Herkunftsorten der Neubürger eine lange Reihe schlesischer Städte entgegen; auch aus Elbing und Königsberg, aus Süddeutschland, Bern und Wien kommt deutscher Zuwachs in die Stadt.

Deutsche sind auch vorwiegend unter den Lehrern und Hörern der 1364 gegründeten Krakauer Universität. Sie ist nach Prag die zweite Universität diesseits der Alpen; als um 1400 ihre Umformung in die „Jagiellonische Universität" erfolgte, eine Benennung, die sie bis heute beibehalten hat, vollzieht sich dieser Akt zwar im Namen des Königs, der wirkliche Neugründer aber ist der deutsche Krakauer Patriziersohn Mattheus, „ein Mann europäischen Formats". Im folgenden fünfzehnten Jahrhundert und auch späterhin sind etwa die Hälfte der Studenten an dieser Universität deutsche Bürgersöhne — unter ihnen Coppernikus, der Deutsche aus Thorn, als ihr berühmtester Schüler.

Die verwandtschaftlichen Verflechtungen des städtischen Patriziats zum deutschen Süden und Südwesten haben auf die künstlerische Gestaltung der Stadt und ihrer Kirchen einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt. Steht die Holz- und Steinplastik Krakaus bis zum fünfzehnten Jahrhundert unter sudetendeutschem Einfluß, so wird dieser jetzt, wie auch der bisher flandrische Bronzeguß durch Nürnberg (Peter Vischer) abgelöst. Nürnbergs Geist, dessen Hauch auch heute noch den in den Gassen und etwa vor den Mauertürmen am Florianitor Verweilenden umweht, läßt durch seinen schwäbischen Meister Veit Stoß in dem 1481 vollendeten Marienaltar das wertvollste Kleinod deutscher Kunst entstehen, das Krakau heute in seinen Mauern birgt. Der Opfersinn von Bürgern und Ratsherren der deutschen Mariengemeinde tut sich hier zusammen und er allein ermöglicht die Aufstellung dieses Kunstwerkes in ihrer Kirche. Noch viele andere Arbeiten von Veit Stoß zieren die Marienkirche und den Waweldom, in dem vor allem das Grabmal Kasimir IV. von dem großen Nürnberger und von Jörg Huber aus Passau geschaffen wird. Vielleicht hat die Hand oder doch die Ideengebung des vielseitigen Veit Stoß auch an der sehr eigenwilligen Formung des großen Turmhelmes von St. Marien mitgewirkt.

Mit Veit Stoß und der Baugestaltung seines Zeitalters hat die Prägung des gotischen Gesichtes von Krakau ihren höchsten und bleibenden Ausdruck — und zugleich ihren Abschluß gefunden. Der prächtige Hof des früheren Collegium Majus, der heutigen Jagiellonischen

Bibliothek steht als der schönste und ein in Vielem noch mittelalterlich bestimmter Profanbau an ihrem Ende.

Der Siegeszug, den die italienische Renaissance im sechzehnten Jahrhundert über fast ganz Europa antritt, hat Krakau ohne vermittelnden und wandelnden Einfluß von Mittelsländern unmittelbar unter die Einwirkung der Italiener gestellt. Wenn die Gestaltung des Stadtbildes auch bei weitem nicht mit der gleichen Tiefe und Eindringlichkeit, wie die der Gotik innewohnt fortgeführt wird, so liegt doch gerade im sechzehnten Jahrhundert ein bedeutsamer Bruch in der Entwicklungslinie der äußeren Erscheinung Krakaus. Vor allem machen sich jetzt nationale Umschichtungen des Krakauer Bürgertums bemerkbar. Der maßgebliche Faktor des öffentlichen und vor allem auch des wirtschaftlichen Lebens wird in stetig steigendem Umfang der polnische Adel. Er verdrängt den Bürger durch seine Zollgesetzgebung aus dessen herrschender Vermittlerrolle im polnischen Wirtschaftsleben. Jetzt entsteht der Typ des polnischen Adelskaufmanns, der das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert in Polen beherrscht und im Verlaufe eines Jahrhunderts die wirtschaftliche — und in der Folge auch die politische und kulturelle Bedeutung der Städte auf das Empfindlichste beschneidet. Das hat auch Krakau zu spüren bekommen.

Natürlich erfolgt dieser Rollentausch nicht schlagartig. Und noch weniger wird aus dem deutschen Gemeinwesen Krakau plötzlich ein polnisches. Diese Entwicklung, die mit der Zurückdrängung, nicht der völligen Ausschaltung, des deutschen Anteiles an der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Verwaltung und Bestimmung in den im polnischen Staat gelegenen Städten endigt, erstreckt sich über viele Jahrzehnte. Daß gerade in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Deutschen in Krakau eine immerhin noch recht bedeutsame Rolle spielen, ist von einem Zeitgenossen durch Worte von bemerkenswerter Klarheit und Kürze umrissen worden. Der ermländische Bischof Martin Kromer, ein erbitterter Eiferer der polnischen Sache gegen die preußischen Stände, der Krakau aus Studien- und Amtszeiten gut kannte, charakterisiert in



seiner „Polonia" 1568 die Stadt mit den Worten: „Germanis autem mercatoribus abundat antiquitus neque caret Italis" — „Von altersher ist sie reich an deutschen Kaufleuten; auch an Italienern fehlt es nicht." Von dem gleichen Manne, der als polnischer Reichsarchivar, königlicher Sekretär und Sondergesandter klaren Einblick in die Verhältnisse besaß und der keine Veranlassung hatte, seine polnischen Zeitgenossen in einem besonders deutschfreundlichen Lichte zu sehen, stammt aus der gleichen Quelle eine sehr bemerkenswerte Beurteilung der Sprachenfrage unter den gehobenen Ständen in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts: „Libenter autem et Poloni propter multum usum et commercia cum Germanis condiscunt linguam germanicam" — „Gern erlernen auch die Polen wegen des vielen Gebrauchs und der Geschäfte mit den Deutschen die deutsche Sprache . . ."

Die Gestaltung der hervortretenden Bauten der Stadt Krakau erfolgt jetzt vor allem durch italienische Architekten und Bildhauer. Der Bau des Königsschlosses auf dem Wawel in seiner heutigen Form ist, bis auf den gotischen Relikt des seltsamen „Hahnenfußes", eine italienische Schöpfung, keine polnische. Eine fast ununterbrochene Reihe italienischer Baumeister — um mit Franziscus Italus, della Lora, Berecci, Castilione

und Bernadone nur die wichtigsten zu nennen — arbeitet an der Vollendung des königlichen Schlosses, das im Innenhof durch die ungewöhnliche Gestaltung der Säulenreihe im zweiten Stockwerk eine recht einmalige Prägung erhält. Berecci, der mit seinen italienischen Gehilfen auch Schöpfer der Sigismundkapelle am Dom ist, hat mit diesem Meisterstück südlicher Prachtrenaissance das Vorbild zu vielen ähnlichen Bauten gegeben. Auch Bernadone hat mit seiner Krakauer Peterskirche, obwohl sie nur eine Wiederholung von il Gesu in Rom ist, seine Nachahmer unter den polnischen Jesuitenbauten gefunden.

Mitten auf dem Ringplatz Krakaus stehen die Tuchhallen. Sie bildeten schon im mittelalterlichen Krakau einen notwendigen Bestandteil des städtischen Kaufbetriebes. Dort spielt sich der gesamte Tuchhandel ab, dort sammeln sich seine Waren. Der Deutsche Martin Lindintolde hatte durch Überwölbung einer ehemaligen Krambudenstraße im vierzehnten Jahrhundert ihre erste Anlage geschaffen, die in deutschen und französischen Tuchhallen ihre reicheren Vorbilder hat. Als die Krakauer Tuchhallen 1555 abbrennen, gibt ihnen der Italiener Padovano die Formen der Renaissance. Das Dach verschwindet hinter einer reichgegliederter Attika, deren Silhouette den eigentlichen und persönlichen Ausdruck dieses Bauwerks formt. Diese Attika oder auch nur ihr Prinzip, ist in Polen in der Folgezeit so oft kopiert worden, daß man aus der Häufigkeit ihres Auftretens die Bestimmung einer „typisch polnischen" Renaissance abzuleiten beliebt. Man sieht sie an Profanbauten in Krakau selbst, vor allem auf Stichen aus dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, man findet sie in Kazimierz an der Weichsel, in Jaroslau, Sandomir, Lemberg, Lublin, Wilna und vielen anderen polnischen Orten. Überall ist Padovanos Krakauer Attika zu finden, in völlig verderbter Form sogar an älteren Synagogen (Łuck, Kolomea). So hat der beherrschende Einfluß des alten Krakau sich noch in einer Zeit durchzusetzen vermocht, als sein Stern schon längst im Sinken war.

Denn im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges macht auch Krakau jene Entwicklung durch, die bei der Mehrzahl der Städte Polens in der Verarmung und Entdeutschung des Bürgertums, dem Vordringen des Juden, dem Schrumpfen des Großhandels und dem Rückgang der Bautätigkeit ihren Ausdruck findet. Dazu kommt die Verlagerung des inneren politischen Schwergewichtes in die Landesmitte. Der Hof verläßt Krakau (1619) und mit ihm der Hofadel, Würdenträger und Ämter, um nach Warschau zu gehen. Immerhin bleibt bis 1764 Krakau noch Krönungsstadt, aber mit seiner zentralen politischen Bedeutung ist es vorbei. Als vollends der zweite schwedisch-polnische Krieg die polnischen Städte fast ohne Ausnahme mit Brand und Zerstörung überzieht, wird auch Krakau nicht verschont. Was übrigbleibt ist politisch und wirtschaftlich zu der gleichen Bedeutungslosigkeit verurteilt, wie die gleichfalls dahinsterbenden Schwesterstädte an der Weichsel. Auf diesen Trümmern ist das Ghetto gut gediehen. Der unverkennbar jüdische Zug, den Krakau heute in manchen Stadtteilen nicht zu leugnen vermag, hat sich erst seit jenen unglücklichen Jahrzehnten bleibend in das Gesicht der Stadt eingegraben.

Erst die gewaltigen volklichen und politischen Erschütterungen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, die den polnischen Staat von der Landkarte Europas fortwischen, stellen Krakau in der Folgezeit vor eine neue politische und kulturelle Aufgabe. „Krakau" wird zu einem Element der polnischen Hoffnung auf die Wiedererlangung staatlicher Freiheit. Ein Fanal und ein Anfang ist der Kosciuszkoaufstand des Jahres 1794, der sich von Krakau, wo sich eine vorläufige Regierung bildet, gegen Rußland richtet — aber zusammenbricht. Als die Stadt 1795 österreichisch wird, beginnt eine Entwicklung, der die Idee einer Wiederherstellung Polens nicht wenig zu verdanken hat. Nachdem Krakau vorübergehend einen Teil des Herzogtums Warschau von Napoleons Gnaden gebildet hat, ist es auf dem Wiener Kongreß das Streitobjekt zwischen Österreich und Rußland um dort schließlich 1815 zu einer Freien Stadt gemacht zu werden. Daß sich in dieser Stadt



St. Marien, die Kirche der deutschen Bürger Krakaus (14./15. Jahrh.)



Krakau, Spitalstraße

— auch als sie nach dem galizischen Aufstand von 1846 von Österreich besetzt wird — das polnische Kulturleben ungestörter entfalten und seine politischen Führer sich freier bewegen können als etwa unter der russischen Zensurherrschaft in Kongreßpolen, hat auf die Entwicklung der ersten Keime der sich erneut bildenden politischen Führung eines zukünftigen Polen einen nicht zu unterschätzenden Einfluß gehabt.

Krakau bleibt trotz allem ein Hort der Freiheit, ein Sammelbecken polnischer Patrioten, Künstler und Gelehrten. Von Krakau aus kann sich in der galizischen Selbstverwaltung ein polnisches Beamtentum schulen, und mancher heutige polnische Diplomat und Politiker verdient sich seine Sporen in österreichischen Diensten. In Krakau macht es die innerpolitische Lage möglich, daß Pilsudski hier und in der Umgegend seine ersten Legionen ausbilden kann. Von Krakau aus zieht er mit ihnen in den Weltkrieg.

Der vielgeschmähten „Zeit der Unfreiheit" unter österreichischer Herrschaft verdankt Krakau immerhin das Aussehen seiner neueren Stadtteile und eine erhebliche Aufweitung der Stadt, deren Erscheinungsbild sich von den

gleichzeitig unter russischer Herrschaft gewachsenen Städten und Stadtvierteln auf das deutlichste unterscheidet. Viele Gebäude, die heute Glanzpunkte des Stadtbildes sind, werden durch Wiederherstellungen zu österreichischer Zeit gerettet. Zwar hat der Brand von 1850 vor allem viele alte Bürgerbauten vernichtet, die uns heute die mittelalterliche Bestimmung Krakaus viel deutlicher hervortreten lassen würden, aber die nicht ungeschickte Wiederherstellung der Jagiellonischen Bibliothek durch Kremer und Bergmann und die Rettung des Arkadenhofes im Schloß, dem Sigismund Hendel vor dem Weltkriege seine alten Formen wiederzugeben beginnt, sind österreichisches Verdienst. Kaiser Franz Joseph läßt dort den Grundstock eines polnischen Nationalmuseums bilden, wie er auch der Gründer der Polnischen Akademie der Wissenschaften ist (1872).

Das „Wienerische" im heutigen Krakauer alltäglichen Stadtbild ist unverkennbar. Dem Deutschen tritt das in vielen kleinen Zügen entgegen. In der Fassadenbehandlung der Bauten aus dem neunzehnten Jahrhundert, in den Auslagen der Läden, dem Backwerk der Kaffees und nicht zuletzt im unverkennbaren Dialekt der Krakauer, die meist Deutsch verstehen.

Krakau ist heute die Stadt, die man polnischerseits dem höchst selten unterrichteten Ausländer nach Warschau als Allererstes zu zeigen liebt. Und man tut dann so, als sei diese Stadt die repräsentativste polnische Kulturleistung. Gewiß, Krakau bedeutet für Polen und seine geschichtliche und politische Tradition ungeheuer viel, aber leider verbindet sich mit der Begeisterung für die geschichtliche Tradition nicht immer der Sinn für die geschichtliche Wahrheit. Eine gerechte und offene Anerkennung der deutschen Leistung in dieser Stadt ist schon selten genug, häufiger leider noch die Inanspruchnahme dieser Leistung als eigenes, polnisches Produkt und der Versuch aus den großen Deutschen, die mit ihr verbunden waren, aus Veit Stoß und Coppernikus Polen zu machen. Die deutsche Wissenschaft lieferte daraufhin wiederholt den Beweis für das Deutschtum dieser Männer. Von jetzt ab dürfte man für die Wiederholung dieses Anspruches auf deutsche Kulturleistung nur noch ein Achselzucken und das Erstaunen übrig haben, das uns erfaßt, wenn ein Volk von so ausgeprägtem Nationalgefühl und Nationalstolz wie das polnische, derartige Anleihen bei anderen Völkern macht.

Das Krakau von heute ist wohl die schönste Stadt Polens, sie ist ein Mittelpunkt polnischer Kunst und Wissenschaft, sie ist neuerlich durch die Gruft des Marschall Pilsudski zu einer dem Polen heiligen Stätte geworden. Das Erscheinungsbild aber ist ein Symbol: in friedlicher Zusammenarbeit haben hier deutsches und polnisches Volkstum ihrer Schöpferkraft Ausdruck gegeben und gemeinsam eine Leistung geschaffen, deren innere Harmonie wie ein forderndes Beispiel für das Heute erscheint.

„Alles Lebendige leuchtet"

Herybert Menzels neuer Gedichtband

Wir kennen die Stimme Herybert Menzels aus jenen Liedern der Kameradschaft, die nicht nur in den ersten Tagen des großen Aufbruchs uns allen aus dem Herzen gesungen waren, sondern die indessen zum Gemeinbesitz der ganzen nationalsozialistischen Jugend wurden. Wir kennen die Stimme Herybert Menzels aus seinen Grenzlanddichtungen — Prosa und Ballade —, die aus einem fast mythisch zu nennenden Erlebnis mit Sage und Märchen zugleich das bittere Kampferbe zur ewigen Mahnung werden läßt. Und nun steht wieder eine neuer Menzel vor uns, ein ganz anderer — und im Innersten doch der gleiche. Aber einer, der aus reichem, reifendem Eigenerlebnis eine ganze Welt holt. Uns allen, die die vulkanische Dichtung der Jungen seit den Tagen der Erhebung liebevoll aufnahmen, war und ist es eine große Sorge, ob alle die Hochbegabten, die so rasch ihren Weg machten als Sänger der deutschen Wende, auch ihren weiteren Weg der ewigen Wandlung finden würden; ob sie nun ihre Eigenentwicklung, ihren eigenen Ton, das Eigengepräge erreichen könnten, mit dem sie uns immer wieder überraschen würden, indem sie in das nun Werdende eine neue, heimlich aufglühende Welt bauten. Gar manche sind dabei auf der Strecke geblieben — und wissen es noch gar nicht. Sie fristen ihr Dasein als lyrische Chronisten oder variieren noch immer den alten Trommel- und Fanfaren-Ton, der ein einmaliges Großes und Heißatmiges bleiben mußte und der dauernde Wiederholungen nicht verträgt. Mit Recht sprach Baldur von Schirach jüngst von der „Blechschmiede" dieser Steckengebliebenen.

Um so größer ist unsre Freude über die, die ihren Weg zu einer neuen, dauernd sich mit dem ganzen Volk wandelnden Welt- und Lebensgestaltung so eigenwillig und voll der sprachlichen, voll der ideellen Selbstzucht gefunden haben, wie Gerhard Schumann, wie Herybert Menzel, wie Martin Damß und gar manche andere.

„Alles Lebendige leuchtet" — so kündet es uns der Titel der neuen Gedichtsammlung von Menzel. (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt.) Und wahrhaftig: die gleiche Leidenschaft, die ihn einst seinen Weg finden ließ in die braunen Kolonnen, strömt uns nun beseelend und beseligt entgegen aus diesen Gesängen vom Ich, vom Du, von der Heimat, von der fremden Stadt. Ein Lebendiges umfaßt sie alle: Baum und Tier, Gott und Mensch, das Steinermeer der Großstadtstraßen und die aufrauschende See. Das ewig Bewegende ist es, aus dem unser neues Weltbild — allen Mechanismen und Erstarrungen zum Trotz — als ewig Erkämpfenswertes erscheint, im Größten wie im Kleinsten, in der großen Gemeinschaft, wie in allen den einsamen Stunden des Glücks und des bitteren Zweifels. Denn das haben wir indessen, seit den Tagen des Aufbruchs, gelernt, daß diese Stunden des einsamen Atemholens für die Gemeinschaft ebenso wichtig sind. Die Verantwortung vor dem eigenen Ich bedarf dort ja der noch größeren Selbstzucht, der noch größeren seelischen Sauberkeit. Wir haben aber auch gelernt, was die schöpferische Einsamkeit an neuem Reichtum aufspeichert für das Leben des größeren Ganzen. Und solch ein Buch des tiefen seelischen Atemholens, der schöpferischen Einsamkeit ist Menzels neues Buch.

Dieses Lebendige „leuchtet": denn was immer diesem Ich begegnet, das Glück des Du oder ein einsamer Baum inmitten der Großstadt, ein seltsamer Abend in einer fremden Stadt oder die beglückende Heimkehr, die Stimme Gottes oder die Gewalt des gestirnten Himmels — diese

Welt in Menzels Begegnungen ist weder die vorüberflitzend-impressionistische von ehedem, noch die ekstatische von vorgestern, sondern die von innen her leuchtende, die um das Geheimnis alles Werdenden weiß, die das Raunen des Göttlichen ahnt und — urdeutsch — Erde und Sterne, Glück und Tragik, Menschenherz und Materie nie als Getrenntes, sondern als von einer Gewalt der Seele Bewältigtes und immer neu zu Eroberndes erkennt und begrüßt.

Menzels Liebeslieder atmen die gleiche Zuversicht dieses Naturgemeinsamen wie die dämonischen Nachtgesänge vom rauschenden Meer und wie die Lieder vom Ackersegen. Und sie sprechen im innigen „Kleinen Lied" das: „ich hab dich lieb" mit der gleichen Schlichtheit der durchlittenen und durchjubelten Sprachzucht wie in den aufrauschenden Leidenschaftsbekenntnissen zur heimatlichen Erde oder in den Liedern voll nachdenklicher Bangnis. Es ist der Rufer von ehedem, dem nun die reife Erkenntnis von der unsagbaren Größe des bewegenden Ganzen, vom nie ganz zu ergründenden Geheimnis der ewigen Natur aufgegangen ist, dem er sich hingibt als ein demütig Lauschender:

„Lausche der Nacht. Die See schlägt
immer das Ufer.
Rausche, o Nacht, mein Herz ist der
Liebe so nah.
Rausche, o Nacht, einst stand ich ein
tönender Rufer.
Rausche, o Nacht, nun bin ich als
Lauschender da.

See schlägt den Strand, schlägt das
Herz, verebbt und kehrt wieder.

Rausche, o Nacht, in das Dunkel zurück und zu Gott.
Rausche, o Nacht, und reiß ihm vom
Herzen die Lieder.
Rausche, o Nacht, überrausche Felsen
und Hoffart und Spott."

Menzels neues Buch wird vielen in ihrer schöpferischen Einsamkeit das Herz öffnen und den Weg zu sich selber, zum nächsten Du zeigen. Wir grüßen sein neues Werk und seinen neuen Weg: sie stehen stellvertretend und vorbildlich als Beweis für die vielgestaltige Entwicklungsfähigkeit der Besten in dieser jungen Generation vor uns. Ein dichterisches Dokument, das uns noch vieles hoffen läßt.

Heinz Kindermann.

+

Herybert Menzels Wiederentdeckung der Karschin

Die weiter zurückliegenden Jahrhunderte sind nicht übertrieben reich an Dichterinnen aus dem deutschen Osten. Im frühen 18. Jahrhundert war freilich die Gottschedin von Danzig aus ihren weithin wirksamen und sichtbaren Weg gegangen. Allzulange wurde darüber die Bedeutung der „Karschin", jener Anna Luise Karschin aus Hammer in Schwiebus, deren Eltern aus Tirschtiegel, dem heute durch das Friedensdiktat mitten entzwei geschnittenen Städtchen an der Grenze des Korridors, stammten, übersehen. Nun hat sie uns Herybert Menzel, selbst ein Kind dieses grenzmärkischen Städtchens, sehr zu Recht in seinem Buch „Das Lied der Karschin" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) wieder entdeckt. Er erzählt ihr Leben und gibt uns dann köstliche dichterische Proben dieser originellen Frau. Dieses Leben allein freilich ist ein ganzer Roman — und keiner eines leichten schöngeistigen Daseins, wie es dann im späten 18. Jahrhundert so manche Schriftstellerinnen in ihrem Salon führen. Man muß das in Menzels überaus lebendiger Darstellung lesen! [1]) Wie da die kleine Wirtstochter auf der Viehweide zu den ersten Büchern kam. Wie dieses geniale Menschenkind gleichwohl dem Schlimmsten nicht entgeht und nacheinander zwei völlig unwürdige Männer ertragen muß; unwürdig nicht, weil sie Tuchmacher und Schneider waren, nicht einmal, weil sie die große Begabung ihrer Frau nicht erkannten, sondern

[1]) Vgl. „Anna Luise Karschin — Das Märchen ihres Lebens" von Herybert Menzel auf Seite 10 ff. dieses Heftes.

unwürdig, weil sie, dem Trunk und noch viel schlimmeren Lastern ergeben, die Frau und ihre vielen Kinder unversorgt dem Elend auslieferten. Aus dieser Welt der Not aber wuchsen die ersten Gesänge, bald schon inmitten der fridericianischen Kriege die ersten begeisterten Lieder auf Friedrich den Großen. Bald sprach es sich herum, welch origineller, bis dahin unerhört natürlicher Ton in dieser Dichtung einer Schneidermeisterin aufklang — und nun kam tatsächlich der große Tag der Erlösung: im Triumph ihrer adeligen Gönner wurde die Karschin in ihrem 38. Jahr nach Berlin geholt. Ganz Berlin sprach von ihr; es gab kein kultiviertes Haus, in dem sie nicht zu Gast gebeten war. Zwei Höfe sorgten für ihren Unterhalt. Sogar Friedrich der Große empfing sie. Vor allem aber durfte sie sich der großen Schätzung all der neuen Dichter der „Deutschen Bewegung" erfreuen. Herders Wort über die Karschin: „Ein ursprüngliches deutsches Genie" war das Urteil aller. Denn da hatte eine Frau plötzlich alle Schranken der Aufklärung in ihrem lyrischen Werk durchbrochen. Die Stimme des Herzens kam zum Durchbruch — im Liebeslied und im vaterländischen Gesang, im Naturhymnus und im urwüchsigen Humor.

Viele und ausgezeichnet gewählte Proben bringt Herybert Menzels Buch. Er hat damit unser Wissen um die großen dichterischen Reichtümer des 18. Jahrhunderts um ein wichtiges Lebenswerk bereichert — und um eines, das heute noch so lebendig zu uns spricht, wie zur Entstehungszeit, weil die Unmittelbarkeit eines leidenschaftlichen Temperaments dahintersteht. Die wissenschaftliche Darstellung des 18. Jahrhunderts in der Dichtung wird durch Menzels Buch eine wichtige Korrektur erfahren. Aber dieses Buch wird — weit darüber hinaus — für jeden, der weiß, was das Erbe deutscher Dichtung uns heute zu bedeuten hat, eine kleine Kostbarkeit bedeuten.

Heinz Kindermann.

+

Verleihung des Raabe-Preises 1938 für den Roman „Die Mutter"

Der ostpreußische Dichter Ottfried Graf Finckenstein ist mit der Verleihung des „Volkspreises für deutsche Dichtung" (Wilhelm-Raabe-Preis) für den Roman „Die Mutter" ausgezeichnet worden. Dieser Preis ist durch den Namen des großen deutschen Erzählers eine der schönsten Ehrungen des deutschen Schrifttums überhaupt. Es ist verständlich, wenn die Schriftleitung der Zeitschrift „Der Deutsche im Osten", die Finckensteins Roman noch vor seinem Erscheinen in Buchform [2]) als Erstveröffentlichung in dem ersten Halbjahr ihres Erscheinens herausgebracht hat, diese Tatsache mit besonderer Freude und Genugtuung verzeichnet. Kann sie doch darin einen Beweis dafür erblicken, daß der Kreis ostdeutscher Schriftsteller, der durch Mitarbeit und tätiges Interesse die Hauptträger dieses Zeitschriften-Unternehmens sind, weit über den engeren ostdeutschen Lebensbereich Geltung und Anerkennung beanspruchen darf. Die allseitige Zustimmung, mit der der „Der Deutsche im Osten" in allen Leserkreisen, in der Presse und in sachmännischen Beurteilungen aufgenommen wird, hat somit in einem wesentlichen Punkt eine erneute Bestätigung erfahren. Denn die Anerkennung für den Roman „Die Mutter" ist zugleich eine Bestätigung für den allgemeinen Wert des literarischen Teils der Zeitschrift ohne Rücksicht auf die besonderen landschaftlichen Gegebenheiten. Durch die gleichzeitige Verteilung des Dichterpreises der Stadt Braunschweig erfuhr diese Anerkennung noch eine besondere Unterstreichung.

Wir dürfen daher unseren Glückwunsch an den Dichter Finckenstein mit Worten der Freude über den hoffnungsfreudigen Auftakt verbinden, der auch für uns in dieser Preiszuteilung liegt, denen sein neuer Roman zur allerersten Beurteilung vorlag. Wir nehmen diesen Auftakt als eine Verpflichtung für unsere Arbeit, die stets dem Ziele dient, wahrhafte Volkstümlichkeit mit der Echtheit des künstlerischen Wertes im Einklang zu halten.

K. H. F.

[2]) Eugen Diederichs Verlag, Jena. Vgl. den Prospekt, der diesem Heft beiliegt.

VOLK UND RAUM IM OSTEN

Ein Jahr deutsch-polnische Minderheitenerklärung

Eine Bilanz der deutschen Volksgruppe in Polen zum 5. November – Abwegige Vergleiche – Selbstbestimmungsrecht und Minderheitenrecht

— Die gegenseitige Achtung deutschen und polnischen Volkstums verbietet von selbst jeden Versuch, die Minderheit zwangsweise zu assimilieren, die Zugehörigkeit zur Minderheit in Frage zu stellen und das Bekenntnis der Zugehörigkeit zur Minderheit zu behindern. Insbesondere wird auf die jugendlichen Angehörigen der Minderheit keinerlei Druck ausgeübt werden, sie ihrer Zugehörigkeit zur Minderheit zu entfremden. —

Das sind in gedrängter Form die Grundsätze, die am 5. November 1937 in einer zweiseitigen Erklärung der Reichsregierung und der polnischen Regierung für die gegenseitige Behandlung der sogen. Minderheiten aufgestellt worden sind. Grade in diesen ereignisreichen Tagen, wo der Begriff des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker" im Osten in außerordentlicher Vielseitigkeit angewandt worden ist, erscheint es angebracht, dieser nunmehr ein Jahr bestehenden deutsch-polnischen „Erklärung" und der in diesem Jahre geübten „Minderheiten p r a x i s" einige Aufmerksamkeit zu widmen. Denn „Selbstbestimmungsrecht" das bedeutet ja nichts anderes als das natürliche Recht eines jeden Volkstums auf Eigenleben. In erster Linie gehört in einer solchen Bilanz der Menschengruppe das Wort, die am unmittelbarsten davon betroffen ist, der deutschen Volksgruppe in Polen.

Die Deutschen in Polen, die die Minderheitenerklärung vom 5. November 1937 mit einem Aufatmen begrüßt haben, ziehen folgendes Fazit. „Heute nach einem Jahr — so schreibt der „Deutsche Pressedienst aus Polen" — muß das Deutschtum in Polen feststellen, daß die Hoffnungen, mit denen es den Auswirkungen dieser Vereinbarung entgegengesehen hat, bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen sind. Denn eine Reihe von Maßnahmen, die das deutsche Leben in der Aufrechterhaltung seines Besitzstandes hemmen, geben ihm das Gefühl, daß von d e m G e i s t d i e s e r D e k l a r a t i o n n o c h n i c h t a l l e O r g a n e d e s S t a a t e s e r f ü l l t s i n d. Wir erinnern hier nur daran, daß die beiden deutschen Senatoren im Laufe des Jahres wiederholt beim höchsten Vertreter der Regierungsgewalt, dem Ministerpräsidenten S l a w o j - S k l a d k o w s k i, vorgesprochen haben, um Denkschriften zu überreichen, in denen um Abhilfe verschiedener Mißstände gebeten worden ist.

Das Deutschtum in Polen hat in den Jahren seiner Zugehörigkeit zum polnischen Staat das Warten gelernt. Es weiß obendrein, daß d i e z u r R e g i e r u n g i n O p p o s i t i o n s t e h e n d e n G r u p p e n i m m e r w i e d e r v e r s u c h e n, i n d e r F r a g e d e s V e r h ä l t n i s s e s d e s M e h r h e i t s v o l k e s z u r d e u t s c h e n V o l k s g r u p p e M i ß t r a u e n z u s ä e n, wodurch eine positive Erledigung verschiedener deutscher Fragen vielfach auf das Gebiet innerpolnischer Auseinandersetzungen geschoben wird. Es weiß außerdem, daß eine deutschfreundliche Einstellung in Polen auch heute noch unpopulär ist."

+

Wie die Praxis aussieht, auf die sich dieser in seinen Formulierungen außerordentlich gemäßigte Kommentar bezieht, dafür wollen wir einige Beispiele anführen, die aus einer Überfülle von Material über die Leiden der Deutschen in Polen herausgegriffen sind. Die wichtigste Existenzgrundlage des deutschen Volkstums in Polen ist

der Grund und Boden. Über die katastrophalen Wirkungen des polnischen „Agrar-Reformgesetzes" für den deutschen Besitzstand ist an dieser Stelle schon wiederholt berichtet worden. Von dem in Posen und Pommerellen der Agrarreform unterliegenden Grundbesitz in Höhe von 1 249 700 Hektar sind aus deutscher Hand ca. 110 000 Hektar = 66 v. Hundert, aus polnischer Hand dagegen nur 55 700 Hektar = 34 v. Hundert zwangsparzelliert worden.

Die auf Grund der Agrarreform den deutschen Besitzern gezahlten Entschädigungen stehen in keinem Verhältnis zu dem wirklichen Wert der abgenommenen Flächen. Für die abgenommene Fläche wird im Durchschnitt nur ¼ des üblichen Bodenpreises gezahlt. Die Entschädigung selbst wird nur zu 20 v. H. in bar ausgezahlt, 80 v. H. in Obligationen der dreiprozentigen Staatlichen Landrente ausgezahlt. Bei freihändigem Verkauf der Wertpapiere kann nur ein Bruchteil des Nennwertes, heute etwa die Hälfte, erzielt werden. Die agrarreformierten Besitzer verlieren mit dem Land also auch ihr Vermögen. Dies bleibt nicht ohne Rückwirkungen auf die wirtschaftliche Struktur der deutschen Volksgruppe, deren Einrichtungen, Organisationen und Schulen allmählich die notwendigen wirtschaftlichen Grundlagen für ihre Erhaltung verlieren.

Der enteignete Boden ist für die deutsche Volksgruppe verloren. Bei der Parzellierung müssen von den Erwerbern bestimmte Personengruppen bevorzugt behandelt werden, hierunter besonders die verdienten Soldaten und Invaliden, die hinterbliebenen Familien Gefallener, ferner Rückwanderer aus fremden Staaten. Ganz besonders kommt es jedoch der polnischen Regierung darauf an, aus den übervölkerten Gebieten Kleinpolens die landhungrige Bevölkerung herauszuziehen und sie auf den Böden in Posen und Pommerellen anzusetzen. Deutsche Siedler, die Anträge auf Zuerteilung von Parzellen stellen, werden nicht berücksichtigt. Die Berücksichtigung von deutschen Gutsarbeitern und -Angestellten in der Parzellierung entspricht noch nicht einmal einem Satz von 1 Prozent der Bewerber. Mit der Landabnahme wird also auch deutschen Arbeitern und Gutsangestellten die Existenz entzogen. Mit der fortschreitenden Durchführung der Agrarreform verschwindet nicht nur der deutsche Lebensraum, auch die Bevölkerungsstruktur erhält zwangsläufig eine Änderung. An Stelle des deutschen Besitzers, deutschen Arbeiters und Gutsangestellten tritt der Kleinbauer aus Galizien und Kongreßpolen.

Das Agrarreformgesetz aber ist es nicht allein, das schwerste Besorgnis um die Lebensmöglichkeiten des Deutschtums aufkommen läßt. Am 22. Januar 1937 veröffentlichte der Innenminister die Verordnung des Staatspräsidenten vom 23. Dezember 1927 über die Staatsgrenzen in vollkommener Neufassung. Es wurden Ausnahmevorschriften für das sogenannte Grenzzonengebiet der Republik Polen erlassen. Zu diesem Grenzzonengebiet zählt, mit Ausnahme des Kreises Thorn, die gesamte bisherige Wojewodschaft Pommerellen und ein Gebiet von 30 Kilometer Breite an der deutsch-polnischen Grenze in der Wojewodschaft Posen. Neben scharfen Vorschriften für die Bevölkerung erfahren die Bodengesetze, die bisher schon in der Hauptsache zum Nachteil der deutschen Bevölkerung aus politischen Gründen zur Anwendung kamen, eine weitere Verschärfung. Nach § 1 und 2 der Ausführungsverordnung des Innenministers zu dem obengenannten Grenzzonengesetz können polnische Staatsangehörige und polnische Rechtspersonen in der Grenzzone Grundstücke nur nach Erlangung einer Genehmigung des zuständigen Wojewoden erwerben. Diese Vorschrift hat bisher zur Folge gehabt, daß Deutschen, die aus deutscher Hand Grundstücke erwerben wollten, die Genehmigung zum Erwerb fast ausnahmslos versagt wurde.

Aber nicht nur in diesen Fällen des Erwerbes von Grund und Boden aus fremder Hand werden Genehmigungen an Deutsche nicht erteilt, sondern auch bei sogenannten Überlassungsverträgen der Eltern auf ihre Kinder wird die Genehmigung fast ausnahmslos versagt. Es ist heute so, daß praktisch für einen Deutschen nicht mehr die Möglichkeit besteht, das von den Eltern ererbte Grundstück seinem Sohn zu übertragen, auch wenn dieser noch so gute Qualifikationen wirtschaftlicher Art zur Übernahme des Grundstücks besitzt. Das Gesetz sieht zwar vor, daß im Erbgange die Einholung einer Genehmigung nicht nötig ist, wenn der betreffende Erbe

eine „Erbschaft von Gesetzes wegen“ antritt. Die Behörden verstehen jedoch unter diesem genehmigungsfreien Erwerb im Erbgang nur den Fall, daß der gesetzliche Erbe nicht mehr erhält, beispielsweise wenn er gleichzeitig Testamentserbe ist, als ihm von Gesetzes wegen zusteht. Hat also ein Vater mehrere Söhne und setzt einen zum Erben ein, so bedarf dieser Sohn der Genehmigung zur Übernahme der Erbschaft nur dann nicht, wenn er als eingesetzter Erbe nicht mehr erhält, als ihm von Gesetzes wegen zusteht. Da in der Praxis dem Erben meistens mehr zufällt, ist der Erwerb genehmigungspflichtig und wird, wenn es sich im vorliegenden Falle um einen Deutschen handelt, nicht genehmigt. Es liegen bereits zahlreiche Beweise für die Richtigkeit dieser Behauptung vor. Praktisch bleibt damit also auch der genehmigungsfreie Erwerb eines Grundstücks im Erbgange bedeutungslos. Das Gesetz zwingt geradezu den deutschen Bauern, seinen Kindern gemeinsam die Wirtschaft zu überlassen, da sie ja nur gemeinsam als Mehrheit von Erben und als gesetzliche Erben einer Genehmigung zur Übernahme der Erbschaft nicht bedürfen, und bringt das Grundstück durch eine solche unwirtschaftliche Regelung in Schwierigkeiten. In gleicher Weise wie zum Erwerb ist auch zum Abschluß oder zur Verlängerung eines Pachtvertrages die Genehmigung des Wojewoden notwendig. Auch Pachtverträge werden danach heute im Pommereller und Posener Gebiet der Grenzzone nicht von Deutschen abgeschlossen werden können, da sie, wie die Praxis zeigt, nicht genehmigt werden. Das Gesetz sieht die zwangsweise Enteignung eines Erben vor, der die behördliche Genehmigung zum Behalten des Erbes nicht erhalten hat. Nach einem Zeitraum von zwei Jahren, der dem Erben zum freiwilligen Verkauf offenbleibt, kann der Staat das Grundstück zwangsweise verkaufen lassen.

Das Grenzzonengesetz kommt in seiner heutigen Anwendung und der grundsätzlichen Nichtgenehmigung von Überlassungsverträgen, Kaufverträgen und Pachtverträgen einer Aussiedlung der deutschen Volksgruppe aus den genannten Gebieten gleich. Dies wird besonders eingehend durch die Ausweisung von Deutschen aus der Grenzzone (im Kreise Schwetz beispielsweise vor kurzer Zeit sechs Fälle) erläutert.

Das Grenzzonengesetz verhindert auch die Kredithilfe deutscher Banken und Institute für dieses wirtschaftlich sehr mitgenommene Gebiet. Die Belastung eines Grundstücks in der Grenzzone ist nur mit Genehmigung des zuständigen Wojewoden möglich, sofern der Gläubiger Ausländer ist, oder aber als Inländer ausländisches Kapital oder ausländische Beteiligungen besitzt. Die meisten deutschen Banken haben entweder ausländische Kapitalbeteiligungen oder Kredite. Nach Ansicht der Verwaltungsbehörden können sie heute Hypotheken nicht mehr eintragen lassen, da sie ausländischen Rechtspersonen gleichgestellt sind, für die Eintragung einer Hypothek jedoch die erforderliche Genehmigung nicht erhalten.

Die deutsche Bevölkerung in Posen und Pommerellen weist heute noch eine Kopfzahl von 310 000 Seelen auf. Sie ist in ihrer Struktur durchaus gesund und hat Kraft genug bewiesen, den Enteignungsmaßnahmen im Rahmen des Möglichen Widerstand zu leisten. Die gerade in letzter Zeit eingetretene Verschärfung der Lage zwingt jedoch zu einer erneuten Darstellung der Lage, was gerade in diesen Tagen besondere Aufmerksamkeit verdient, da vor genau einem Jahre die deutsch-polnische Minderheitenerklärung abgegeben wurde, die sich gegen jede Einschränkung der Lebensrechte der Minderheiten und insbesondere gegen Erschwerungen auf dem Gebiet des Bodenbesitzes wendet.

+

Natürlich sind diese Mißstände auf polnischer Seite ebenso gut bekannt wie bei uns. Charakteristisch ist es aber, wie man sich dort bemüht, die bis heute fehlende Verwirklichung der Grundsätze der deutsch-polnischen Vereinbarung zu bagatellisieren. Dazu macht der „D. P. D.“ unter der Überschrift „Abwegige Vergleiche“ folgende interessante Ausführungen.

Seit Jahren muß sich die deutsche Volksgruppe dagegen verwahren, daß in der Beurteilung ihres Besitzstandes Vergleiche mit dem Polentum im Reich gezogen werden. Sie kann sich auch nicht damit einverstanden erklären, daß das Schulwesen der angeblich 1,5 Millionen Polen im Reich für

das der deutschen Volksgruppe als Maßstab hingestellt wird und bestimmte Kreise nun beginnen, eine Reduzierung des deutschen Schulwesens auf diesen Stand zu verlangen. Denn nie wird dabei berücksichtigt, ob der Wunsch nach mehr Schulen bei den Polen im Reich vorhanden ist, und ob die angeblich 1,5 Millionen starke polnische Volksgruppe im Reich überhaupt fähig ist, weitere Volksschulen zu füllen. Man glaubt berichten zu können, daß im Reich im vergangenen Jahr zwei polnische Privatschulen in Deutsch-Oberschlesien geschlossen wurden. Dabei unterläßt man aber anzugeben, aus welchem Grunde die Schließung vorgenommen werden mußte. Das Deutschtum in Polen dagegen verlor im gleichen Zeitraum weit mehr Schulen, und zwar nicht aus Schülermangel, wie die Vorkommnisse in Wolhynien am besten beweisen.

Nehmen wir noch ein anderes Beispiel, das eindeutiger als alle anderen beweist, wie abwegig es ist, die beiden Volksgruppen miteinander zu vergleichen: Das Deutschtum in Ost-Oberschlesien, das ein reges kulturelles Leben entfaltet, wird mit Theateraufführungen von Deutsch-Oberschlesien aus versorgt. Nun sind ihm zu Beginn der Spielzeit nicht soviel Theaterabende zugebilligt worden, wie es forderte. Als Richtschnur galt einfach das Kulturbedürfnis des Polentums in Deutsch-Oberschlesien; und da die dortige polnische Volksgruppe von sich aus nicht mehr Aufführungen wünschte (man wollte ihr herzlich gern mehr geben), wurde damit auch das Deutschtum in Ost-Oberschlesien betroffen.

Die Haltung der polnischen Öffentlichkeit kennzeichnet deutlich genug die „Entgegnung", mit der das Kattowitzer Korfanty-Blatt „Polonia" auf diese Stellungnahme zum Jahrestag der Minderheitenerklärung antwortete. Es heißt dort u. a., daß mit Ausnahme einzelner geringfügiger Punkte nicht eine einzige Angelegenheit der Denkschrift des Polenbundes in günstigem Sinne erledigt worden sei. Damit scheint hier selbst die polnische Minderheitenpresse im Reich widerlegt zu werden, denn noch sind die Verhandlungen in den Berliner Ministerien deutlich in Erinnerung, über deren positive Ergebnisse die Polenbund-Presse seinerzeit berichtete. Wenn es dann an anderer Stelle in der „Polonia" heißt, daß nach der Unterzeichnung der deutsch-polnischen Minderheitenerklärung auch auf anderen Gebieten des polnischen Lebens im Reich eine erhebliche Verschlechterung der Lage zu verzeichnen sei, so kann nur gesagt werden, daß derart billige Phrasen zu dem legendären Schatz gehören, aus dem im überreichen Maße geschöpft wird, sofern über die Lage des Polentums im Reich geschrieben wird. Es drängt sich überdies die Frage auf, wo die Meldungen über die einzelnen Fälle bleiben, denn es kann doch keineswegs im Interesse des Polentums liegen, etwaige Vorkommnisse zu verschweigen.

+

Das sind Ausschnitte aus der traurigen Bilanz der deutschen Volksgruppe in Polen. Wir werden es bei solchen Ausschnitten nicht bewenden lassen und dieses Thema immer wieder zur Sprache bringen. Denn eine Volksgruppe, die seit Jahr und Tag in stillem Heldentum den Kampf gegen eine raffiniert dosierte „kalte" Entrechtung, gegen eine Politik der Nadelstiche und behördlichen Schikanen führte, hat es verdient, daß man sie durch Anteilnahme und ständige Vertretung ihrer Interessen stärkt und unterstützt. Das gilt für die deutsche Öffentlichkeit auch dann, wenn sie nicht durch Nachrichten über Quälereien und terroristische Drangsale alarmiert wird, wie sie im Gegensatz zum Sudetenland unter tschechischer Herrschaft, in Polen Gott sei Dank nicht vorkommen.

Selbstbestimmungsrecht und Volksgruppen- oder „Minderheiten"-Recht, das sind zwei absolut zusammengehörige Begriffe, denn beide bedeuten das Recht zur Erhaltung und Entfaltung des angestammten Volkstums. Es scheint, daß bloße „Minderheiten-Erklärungen" nicht genügen, um der deutschen Volksgruppe in Polen die Durchführung dieser Grundsätze zu gewährleisten. Um so eigenartiger bei einem Staat, der sich in letzter Zeit mit auffallendem Eifer des Begriffes des Selbstbestimmungsrechtes bediente, um seine territorialen Interessen zu befriedigen. F.

Umbau in Prag

Nationalfeiertag 1938 – Judendämmerung – Vorbereitung einer neuen Verfassung – Benesch in London

Der Ablauf des tschechoslowakischen Nationalfeiertages am 28. Oktober 1938 erfolgte anders, als ihn das Programm vorgesehen hatte, das zu Beginn des Jahres aufgestellt worden war. Es sollte ein Tag der Demonstration innerer Geschlossenheit der „tschechoslowakischen Nation", die in sechs Sprachen redete, der geballten Kraft der Demokratie inmitten einer „faschistischen" Umwelt und der erfolgreichen Arbeit auf allen Gebieten des Staatslebens werden. Rauschende Feste, in slawische Farbenpracht getaucht, sollten dem Jubel des tschechischen Volkes über die zwanzigjährige Stabilität seines Staates Ausdruck verleihen. Es kam anders. Der tschechische Jubiläumstag wurde zum Arbeitstag erklärt und die Feste abgeblasen. Der Oktober ist der Schicksalsmonat des tschechischen Staates. Im Oktober 1918 wurde er gegründet. Sein Umfang war der Triumph des Unrechtes. Im Oktober 1933 verbot die Prager Regierung die nationalsozialistische Bewegung in den Sudetenländern, deren Idee vom Volkstum, das höher gewertet werden muß als das staatliche Prinzip, im Oktober 1938 über die Lüge von Versailles siegte. Es ist die Laune des Schicksals gewesen, den Sieg des Rechtes gerade mit dem Zeitpunkt zusammenfallen zu lassen, in dem das tschechische Volk den Sieg des Unrechtes feiern wollte. Man wird es verstehen können, daß es nach dem plötzlichen Fall aus den Wolken demokratischer Illusionen nicht dem Triumph des Rechtes zujubeln konnte, das man bisher als Unrecht empfand. Und so wurde der Nationalfeiertag zum Arbeitstag erklärt, denn Arbeit ist immer schon der beste Trost in allem Unglück gewesen und hilft am raschesten über alle Unannehmlichkeiten des Alltags hinweg.

Ministerpräsident General Syrovy ermahnte sein Volk an die Aufgaben für die Zukunft. Mit keinem Wort gedachte er der Vergangenheit. Seiner Jubiläumsrede wird die Geschichte besonders denken, denn auch sie fiel anders aus als wie sie Dr. Benesch geplant hatte und halten wollte, der diesen Tag, was er sich kaum jemals gedacht hatte, außerhalb des Landes verbrachte. Der tschechische General führte aus:

Wir müssen stündlich nicht nur an unsere heutigen Aufgaben, sondern auch an die Zukunft der Nation denken. Die Nation darf nicht im Innern geschwächt werden, deshalb bereitet die Regierung unerläßliche Änderungen der Rechtsordnung vor, die nicht nur die ruhige Entwicklung des Nationalstaates, sondern auch die rege und durch nichts gestörte Entwicklung der Arbeitsfähigkeit der ganzen Nation sichern sollen. Unser öffentliches Leben soll auf neuer Grundlage aufgebaut werden. Die Regierung wird den Bürgern die wirksamste Unterstützung gewähren, wenn sie ihre Pflicht ehrlich erfüllen. Nicht der, welcher am meisten redet, sondern der, der mit allen Kräften dahin arbeitet, daß die Schäden ersetzt werden, die die Nation erlitten hat, wird dem Volk gute Dienste leisten. Im Verstehen der harten Tatsachen wollen wir auf dem Wege ehrlicher Arbeit vorwärts schreiten, erfüllt von der Entschlossenheit nach einer besseren Zukunft unseres Volkes. Die Erneuerung des Staates erfordert die angestrengte Arbeit aller Bürger. Leeres Politisieren darf nicht das Ziel des Volkes sein. Wir müssen uns bewußt sein, daß die Politik für das Volk weniger wichtig ist als der gemeine Mann gewöhnlich meint. Die Politiker haben sich darum zu kümmern, daß die Menschen ruhig und ungestört ihrer Arbeit nachgehen können. Lernen wir von anderen kleineren Völkern, die weder durch irgendwelche politische Umstände noch sonst etwas, sondern durch die Arbeit ihrer Hände und Hirne hervorragen. Wir müssen in der Politik zu einer natürlichen Konzentrierung aller gesunden Kräfte kommen. Eine starke und einheitliche Nation wird mit Erfolg auch mit den anderen Nationen und mit seinen Nachbarn zusammenarbeiten können. Wir wollen und können ihnen nicht den Vorrang in der Machtent-

faltung ablaufen, aber wir wollen mit ihnen in einen Wettbewerb der Arbeit eintreten."

Das ist eine späte Erkenntnis, aber sie kommt. Es war der Wahn des vergangenen Systems, daß es seinen Nachbarn in politischer und militärischer Machtentfaltung den Rang ablaufen wollte und auf den Wettbewerb der Arbeit verzichtet hatte. Eine Fahrt durch das befreite sudetendeutsche Gebiet zeigt einen eigenartigen Kontrast in der Landschaft, der besser als alles andere das System Benesch charakterisiert: Neue Festungswerke aus Beton und Stahl und verfallene Fabrikräume.

Heute verfallen in den sudetendeutschen Gebieten die tschechischen Verteidigungswerke. Ihre Ruinen werden zu Symbolen des vergangenen Machtwahnes und kriegerischen Wollens. Die verfallenen Fabriken aber werden wieder aufgebaut. In Teilen von ihnen, die seit Jahren nicht das Lied der Arbeit gehört haben, vereint sich das Hämmern und Surren der Maschinen zur großen Symphonie des Werktages. Der Friedenswille eines Volkes wird bewiesen durch die Arbeit und Freude am Schaffen ewiger Werte. Dieser Wandel zwischen gestern und heute ist auch beim tschechischen Nachbar nicht ohne Eindruck geblieben!

+

Die innerpolitische Reaktion der Ereignisse in den September- und Oktobertagen ist eine verschiedene. Die Notwendigkeit, tausende Tschechen, die bisher in den sudetendeutschen und slowakischen Gebieten beschäftigt waren, nunmehr im eigenen Lebensraum beschäftigen zu müssen, hat das tschechische Volk auf das Judenproblem gestoßen. Auf einmal wurde ihm bewußt, in welchem Umfang das Judentum in seine Wirtschaft und öffentliche Verwaltung eingedrungen ist. Bisher wurde ihm die gastfreundliche Aufnahme der Juden als die Erfüllung humanitär-demokratischer Pflicht hingestellt. Es machte sich um so weniger darüber Gedanken, weil die ansässigen und eingewanderten Juden nicht laut genug die Tschechoslowakei loben und preisen konnten, was jeder Tscheche gerne hört. Die geschickt angebrachten Hinweise der Juden auf die Macht des Weltjudentums und ihre eindeutig bekundete antideutsche Gesinnung erhöhte das Gefühl der Sicherheit und sprach das tschechische Nationalgefühl an.

Nun mußten die Tschechen erfahren, daß die von den Juden betriebene Deutschenhetze ihnen lediglich den Blick für die politischen Realitäten getrübt hatte, die vorgegaukelte Weltmacht sich doch zu schwach erwies, den Durchbruch des Rechtes aufzuhalten und die Gebote der Humanität in erster Linie im eigenen Volk erfüllt werden müssen. Sollen die um ihre Existenz gekommenen Tschechen untergebracht werden, müssen die Arbeitsplätze im tschechischen Volk freigemacht werden, die von den Juden heute eingenommen werden. Das demokratische Prag hat über Nacht die Bedeutung der Judenfrage aus der eigenen Erfahrung kennen gelernt und sieht sich gezwungen, all das nun durchzuführen, was es in Deutschland als faschistische Barbarei gegeißelt hat.

So wird aus Prag gemeldet, daß die tschechischen Film-Regisseure der Regierung ein Memorandum über die unhaltbaren Zustände im völlig verjudeten Prager Filmwesen überreicht haben. Dieses Verhalten der Prager Filmleute ist ja um so bezeichnender, als in der Tschechoslowakei Jahre hindurch sowjetrussische und jüdische Hetzfilme selbst in katholischen Lichtspielhäusern aufgeführt werden durften. Die gleiche Forderung nach Säuberung ihrer Berufe erhoben die Ärzte und Rechtsanwälte, die bereits über die Hälfte von Juden beherrscht werden. Über die Verjudung des tschechischen Wirtschaftslebens läßt sich heute noch gar kein Überblick geben, aber soviel bringt man schon heute zum Ausdruck, daß sie größer sein wird, als man landläufig anzunehmen bereit ist. Kurz, durch die Straßen des hunderttürmigen Prags mit seinen vielen Synagogen schallt der Ruf: „Nieder mit den Juden" und die Prager Regierung erwägt die Maßnahmen, um der erregten Volksstimmung Rechnung zu tragen.

Als Symptom der Zeit muß es gewertet werden, daß die gleiche Tschechoslowakei, die einst als Oase des Judentums in der Wüste judenfeindlicher Kulturlosigkeit gefeiert wurde, scharf gegen die Freimaurerei vorgegangen ist, soweit sie es nicht selbst vorgezogen hat, ihre Segel zu streichen. Der Rotary-Klub in Mährisch-Ostrau hat seine Auflösung mit der Begründung beschlossen, daß die Rotary-Brüder in Amerika ihre Verpflichtungen nicht eingehalten hätten.

Die tschechischen Sozialdemokraten haben beschlossen, aus der II. Internationale aus-

zutreten und sowohl die Jugend-Internationale sowie die Internationale für Frauen und Studenten zu verlassen.

Das Abendblatt der Agrarpartei „Večer" stellt mit Entrüstung fest, daß im Prager Außenministerium 176 Diplomaten beschäftigt waren, während z. B. der Quai d'Orsay für das französische Großreich nur 120 benötigt. Im ganzen auswärtigen Dienst der Tschechoslowakei seien 1345 Beamte angestellt, während in der alten österreichisch-ungarischen Monarchie nur 826 tätig waren. Das Blatt kündigt an, daß es sensationelle Enthüllungen über die staatsfeindliche Tätigkeit der Vertrauensträger Dr. Benesch's machen wird.

Nach den Beschlüssen der Landesregierung für die Slowakei und die Karpathen-Ukraine hat sich auch die Prager Landesregierung zur Einstellung der Tätigkeit der kommunistischen Partei entschlossen und das Erscheinen ihrer Presse verboten. Die Sprache, die in der übrigen tschechischen Presse gegen Sowjetrußland geführt wird, läßt kaum vermuten, daß zwischen Prag und Moskau einmal ein herzliches Einvernehmen bestanden hat.

Das sind ein paar Erscheinungen aus dem innerpolitischen Leben der neuen Tschecho-Slowakei, die den Wandel anzeigen, der sich in den letzten Wochen an der Moldau vollzogen hat. Während sich das alles in der Öffentlichkeit abspielt, wird in der Prager Staatskanzlei eine Verfassung vorbereitet, die auf den Prinzipien aufbaut, die in den vergangenen zwanzig Jahren bekämpft und verleugnet wurden. An Stelle des zentralistischen Staatsaufbaues soll ein föderativer treten, die Autonomie für die Tschechen, Slowaken und Karpathen-Ukrainer im Rahmen des neuen Staates wird als Grundlage für die Zusammenarbeit der drei Völker im Rahmen der neuen Staatlichkeit anerkannt, die bisher als undurchführbar und unzweckmäßig hingestellt wurde

Gleichzeitig aber bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die raumpolitischen Gegebenheiten des tschechischen Volkes die Zusammenarbeit mit dem Deutschen Reich verlangen. Damit aber wird es auf die Gesetze seiner Geschichtsentwicklung stoßen, die zeigen, daß die glücklichsten Zeiten und Perioden des tschechischen Volkes jene waren, in denen es einen deutschbestimmten Weg in seiner Politik gegangen ist. Es wird erkennen, daß die Regierungszeit der Przemysliden, der Luxemburger und der deutschorientierten Habsburger es war und nicht etwa jene der tschechischen Adelsherrschaft nach der Ermordung des letzten Przemysliden, der Herrschaft der Hussiten, die als Heldenzeit gefeiert wird, und der ihr nachfolgenden Periode des sogenannten nationalen Königtums oder die vergangenen zwanzig Jahre des Machteinflusses Dr. Benesch'. Vielleicht wird das tschechische Volk jetzt erkennen, daß die Erfüllung der bekannten Forderung Konrad Henleins, die er in seinen acht Karlsbader Punkten aufgestellt hat, es möge eine Revision seines Geschichtsmythos vornehmen, in seinem ureigensten Interesse gelegen war.

+

Es war ein sonniger Herbsttag, an dem Dr. Eduard Benesch im Jahre 1919 in Prag seinen Einzug hielt. Die Fahnen der neuen Staatlichkeit wehten von den alten Häusern der hunderttürmigen Landeshauptstadt. Der Jubel seines Volkes begleitete ihn auf seiner Fahrt auf den Hradschin. Der unbekannte k.k.-Handelsschulprofessor, der vier Jahre vorher das Katheder verlassen und mit einem falschen Paß als Reisender in optischen Geräten bei Asch über die Grenze gegangen war, war als erster Außenminister des tschecho-slowakischen Staates in seine Heimat zurückgekehrt.

Nach fast zwei Jahrzehnten hat er die Stätte seiner Wirksamkeit in der alten Burg der böhmischen Könige auf dem Hradschin still und ohne Aufsehen verlassen. Er wagte es nicht mehr, sich seinem Volke zu zeigen, das ihm schon einige Wochen vorher seine Wünsche in den Rufen „Nieder mit Benesch" bekundet hat. Der Öffentlichkeit war nicht bekannt, wohin er sich nach seinem heimlichen Auszug aus dem Hradschin begeben hatte. In- und ausländische Journalisten eilten zu seinen zahlreichen Sommer- und Wintersitzen. Überall bot sich ihnen das gleiche Bild: Die Fenster der kleinen Schlösser und Landvillen waren verhängt, die Türen verschlossen, nur vor den Parkmauern patrouillierten die bezahlten Hüter der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Auf die zahlreichen neugierigen Fragen nach dem Aufenthalt des Expräsidenten zuckten sie geheimnisvoll mit den Achseln und hüllten sich in sensationelles Schweigen. Gestürzte Souveräne erfreuen sich im Ruhestand oftmals größeren Interesses und mächtigerer Anteilnahme für ihr Wohl-

ergehen als während ihrer Regentschaft. Ihre Popularität äußert sich eben in verschiedener Art. Das plötzliche Verschwinden und das Nichtfinden seines Aufenthaltortes hat doch etwas Lärm um seinen stillen Abgang bereitet. Wo ist Benesch? Was wird er tun? Wovon wird er leben? — Das waren die Fragen der sensationsbegierigen Öffentlichkeit. Nun ist das Rätselraten plötzlich beendet. Dr. Eduard Benesch ist nach London geflogen. Er hat die Einladung angenommen, als Honorarprofessor Vorlesung über Demokratie zu halten, deren geistiger Leuchtturm und politischer Praktiker er — wenn auch ohne bleibenden Erfolg — war. Während die Reporter ihn suchten, hat er seinen alten Professorenrock aus seiner Diplomatengarderobe ausgegraben und den alten Schlapphut mit dem Präsidentenzylinder gewechselt. Nun wird er die wißbegierige englische Jugend mit seinen Idealen einer humanitären Demokratie beglücken, die eine Viertelmillion Menschen in den letzten Wochen von Hof und Herd vertrieben und hunderten junger Sudetendeutscher das tödliche Blei in ihr Herz gejagt hat.

Wir glauben ja nicht daran, daß es der Herr Professor Benesch bei seiner Lehrtätigkeit wird bewenden lassen. Das Politisieren lag ihm schon immer mehr als das Dozieren. Und seine Gönner in England haben ihn ja auch nicht wegen seiner unbekannten Wissenschaftlichkeit die Einladung beschafft, sondern wegen seiner antideutschen Gesinnung, die er durch über zwanzig Jahre in der europäischen Politik bekundet hat. Daß er nach England gegangen ist, ist bezeichnend, welche Hoffnung die europäische Kriegspartei gerade auf das Vereinigte englische Königreich setzt. Bisher führte Benesch's Weg immer zuerst nach Paris, das er „wegen seiner Tradition der großen Revolution, seiner großzügigen nationalen Geschichte, seiner Liebe zur Gedankenfreiheit, seiner Fülle kulturellen Lebens, der Größe seiner philosophischen wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Kultur, seiner überlieferten humanitären, allmenschlichen, allweltlichen Tendenzen, die auf einen wahren Menschheitskult ausgehen", liebte.

Nun fuhr er in das gleiche England, das er einst floh, weil hier angeblich das Gefühl des Ekels triumphierte und „ein Volk bis zum Hals in Unzucht, Schnaps und Prostitution steckt . . ." Ob er mit Hilfe der Heilsarmee hier die Gesetze seiner Philosophie verbreiten will? Wer soll das glauben!

Auch die Sowjetunion hat er gemieden, von der er einmal erklärte: „Ich bin seit jeher ein Freund des sowjetrussischen Rußland gewesen . . . Sechzehn Jahre habe ich keine andere Politik verfolgt, als die der Freundschaft mit der Sowjetunion . . ." Und nun meidet er das Land, dem sein freundschaftliches Bemühen in der europäischen Politik galt. Hat er den Glauben an seine Kraft und Stärke verloren, die er seinem Volke als unüberwindlich hinstellte? An der Auflösung der kommunistischen Partei in seinem Vaterland ist er wahrlich unschuldig. Das wird man ihm in Moskau wohl glauben. Deshalb hat er wahrlich nichts zu fürchten. Und trotzdem mied er das rote Paradies!

Die Welt weiß, wo Benesch ist. Eine Sensation hat ihr Ende gefunden. Bleiben wir vorläufig dabei, daß aus dem Staatspräsidenten ein Professor geworden ist, der sein Collegium über die Demokratie liest . . .

—rer—

Es gibt in dem Menschen keine andere Macht als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseins, kann die innere Freiheit aufheben . . .
Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Alle anderen Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will. Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit weg.

Friedrich Schiller

Du mußt wissen, daß ....

.... Du als Deutscher verpflichtet bist, über der Freude an der Heimkehr der Sudetendeutschen die deutschen Volksgenossen nicht zu vergessen, die draußen geblieben sind. In der Slowakei, in Polen, Jugoslawien, Rumänien und Ungarn und nicht zuletzt in Sowjet-Rußland kämpfen deutsche Menschen nach wie vor den schweren Kampf um Selbstbestimmung und Lebensrecht.

+

.... abgesehen von der Volksinsel Iglau und den anderen im tschechischen Gebiet liegenden Siedlungen rund 160 000 Deutsche in der Slowakei, davon in Preßburg alleine 32 800 Deutsche leben. In der Karpatho-Ukraine gibt es etwa 20 000 Deutsche.

+

.... jedoch unsere stärkste Anteilnahme die Deutschen aus dem Teschener Schlesien verdienen. Diese deutsche Gruppe von etwa 30—40 000 Menschen, die ebenso wie die Deutschen in Siebenbürgen, in der Zips und im Baltikum auf eine 700-jährige Geschichte zurückblicken kann, hat die Herrschaft des Herrn Benesch mit der des Herrn Grażynski vertauscht; — ohne allerdings gefragt worden zu sein.

+

.... die Anordnungen des Herrn Grażynski im Olsa-Gebiet (so nennen die Polen das Teschener Schlesien) die Amtspraxis des Benesch-Regimes noch übertreffen. Bereits in den Besetzungstagen wurden über Nacht alle deutschen Organisationen aufgelöst und ihr Vermögen beschlagnahmt. Sämtliche deutschen Schulen wurden vorläufig geschlossen, ihr künftiges Schicksal ist ungewiß. Die mehrsprachigen Straßenschilder wurden abgeschafft und alle deutschen Firmenaufschriften verboten. Diesen antideutschen Maßnahmen wurde die Krone aufgesetzt mit einer Verordnung, durch die die bis dahin neben dem Tschechischen gültige deutsche Amtssprache abgeschafft und ausschließlich durch die polnische ersetzt worden ist.

+

Du mußt also wissen, daß Deine Anteilnahme an dem schweren Schicksal der deutschen Brüder im Osten niemals erlahmen darf. Darin erst — und nicht etwa nur in der Mitfreude — bewährt sich der Geist der Volksgemeinschaft in seiner tiefsten Bedeutung. Darum denkt an das Wort vom 20. Februar 1938: „Es ist auf die Dauer für eine Weltmacht von Selbstbewußtsein unerträglich, an ihrer Seite Volksgenossen zu wissen, denen aus ihrer Sympathie oder ihrer Verbundenheit mit dem Gesamtvolk, seinem Schicksal und seiner Weltauffassung fortgesetzt schweres Leid zugefügt wird!"

Herausgeber: Wilhelm Zarske
unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau und Dr. Karl Hans Fuchs-Danzig.
Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 40. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland: F. E. Fischer, Leipzig C 1, Kurze Straße 8, für Danzig und Polen: Danziger Vorposten-Buchhandlung, Danzig, Jopengasse 11.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Vorstädtischer Graben 40 erbeten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Preis des Einzelheftes: 1,50 RM (DG. 1,50)

Bezugspreis: 3,50 RM vierteljährlich (DG. 4,— vierteljährlich).